



MAGISTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

»Coming Out as Invisible«

Eine qualitative Untersuchung zum Coming Out-Prozess
asexueller Personen im deutschsprachigen Raum

verfasst von | submitted by

Vanessa Zwieb BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Cornelia Schadler

Danksagung

Ich möchte vor allem bei meinen Interviewpartner*innen danken, ohne die es mir nicht möglich gewesen wäre, diese Arbeit zu schreiben. Ihr habt mir tiefes Vertrauen entgegengebracht und sehr ehrliche Worte zu persönlichen Fragen gefunden. Vielen vielen Dank.

Mein Dank gilt Mag.^a Dr.ⁱⁿ Cornelia Schadler: Danke, dass Sie sich bereit erklärt haben meine Arbeit zu betreuen, als wir uns noch gar nicht kannten, und mich mit Rat und Tat durch diese Arbeit begleitet haben.

Und natürlich möchte ich mich bei meinen lieben Menschen bedanken: Bei meiner Partnerin Julia und meinen Freund*innen. Ihr habt mir pausenlos dabei zuhören müssen, wie ich gemeckert habe. Ihr wart ganz großartig darin mir zu sagen, dass das schon alles wird. Danke auch an meine Familie, die mich stetig daran erinnert hat, dass ich einen Abschluss machen möchte. DANKE!

Danke auch an die unter euch, die diese Arbeit korrekturgelesen haben: Anna, Anita und David.

Ein Dank geht darüber hinaus an meine Fördergeber*innen, die finanziell zu diesem Projekt beigesteuert haben: Eine Förderung wurde seitens queer@hochschulen ausbezahlt. Diese Arbeit ist darüber hinaus gefördert von der Hochschüler*innenschaft an der Universität Wien.



***Für meine Community
- The Mole moled***

Abstract Deutsch

Die vorliegende Masterarbeit widmet sich den Identitäts- und Coming Out-Prozessen asexueller Personen im deutschsprachigen Raum. Dabei zentral ist die Frage nach den Prozessschritten, die asexuelle Personen am Weg zu ihrer Identität durchlaufen. Weiters fokussiert sich die Arbeit darauf festzuhalten, wie es asexuellen Personen auf diesem Weg geht und welche Entscheidungen ein äußeres Coming Out prägen. Im Zuge dieser Masterarbeit wurden zunächst theoretische Hintergründe zu den Konzepten *Allonormativität*, *Compulsory Sexuality* und Modellen zum homosexuellen Identitäts- und Coming Out-Prozessen erarbeitet. Im empirischen Teil wurden Interviews mit neun asexuellen Personen im deutschsprachigen Raum geführt, welche anschließend mittels qualitativer Inhaltsanalyse aufgearbeitet wurden. Die Ergebnisse aus den vorliegenden Interviews und der theoretischen Erarbeitung zeigen, dass der Identitäts- und Coming Out-Prozess asexueller Personen einerseits von gesellschaftlichen Normvorstellungen und andererseits von individuellen Entscheidungen geprägt sind. Diese Arbeit leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Sichtbarkeit der deutschsprachigen a*spec-Community in der Forschung rund um sexuelle Identitäten und Queerness.

Abstract English

This master's thesis focuses on the identity formation- and coming out-processes of asexual individuals in German-speaking countries. The central question of this paper is what steps asexual people go through on their journey to discovering their identity. The work also focuses on finding out how asexual people feel during this journey and what factors influence their decision to come out to others. In the beginning of this master's thesis, a theoretical background on the concepts of *allonormativity*, *compulsory sexuality*, and models of homosexual identity formation- and coming out-processes was elaborated. In the empirical part, interviews were conducted with nine asexual individuals in German-speaking countries, which were then analysed using Qualitative Content Analysis. The results of the interviews and the theoretical analysis show that the identity formation- and coming out-processes of asexual individuals are influenced by social norms on the one hand and individual decisions on the other. This work thus makes an important contribution to the visibility of the German-speaking a*spec community in research on sexual identities and queerness.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	I
Abstract Deutsch	III
Abstract Englisch	III
1. Einleitung und Erkenntnisinteresse	1
1.1. <i>Forschungsfragen und Ablauf der Arbeit</i>	2
1.2. <i>Eigene Positionierung</i>	2
1.3. <i>Wording und Gendern in dieser Arbeit</i>	3
2. Theoretische Hintergründe	3
2.1. <i>Asexualität</i>	3
2.2. <i>Identity Formation und Coming Out</i>	7
2.2.1. Modelle	10
2.2.2. Kritik an Modellen	14
2.2.3. Stufenmodelle und Asexualität	15
2.3. <i>Compulsory (Hetero-)Sexuality</i>	16
2.3.1. Allo- und Amatonormativität	20
3. Forschungsstand	22
3.1. <i>Anfänge der Forschung</i>	22
3.2. <i>Asexuelle Identitätsfindung</i>	24
3.3. <i>Asexuelles Coming Out</i>	28
3.3.1. Motive für oder gegen ein Coming Out	32
3.3.2. Reaktionen auf das Coming Out	34
3.4. <i>Milestones</i>	36
4. Methoden	38
4.1. <i>Interviews</i>	38
4.1.1. Die Interviewees	38
4.1.2. Problemzentriertes Interview	40
4.1.3. Interviewleitfaden	42
4.2. <i>Inhaltsanalyse</i>	43
5. Ergebnisse	46
5.1. <i>Prozess zur asexuellen Identität</i>	46
5.1.1. Finden von Asexualität	46
5.1.2. Annehmen von Asexualität	50

5.1.3.	Befinden im Prozess	54
5.1.3.1.	Vor Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität.....	54
5.1.3.2.	Nach Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität.....	56
5.1.4.	Infoquellen für Asexualität	59
5.1.4.1.	Was ist Asexualität?	61
5.1.5.	Normative Einflüsse	62
5.1.6.	Community im Identitäts- und Coming Out-Prozess	63
5.2.	<i>Coming Out: Ja oder nein?</i>	67
5.2.1.	Gründe für Coming Out.....	67
5.2.2.	Gründe gegen Coming Out	70
5.2.3.	Coming Out bei welchen Personen(-gruppen)?	72
5.3.	<i>Reaktionen auf Coming Out</i>	73
5.3.1.	Negative Reaktionen	74
5.3.2.	Positive Reaktionen	75
5.3.3.	Neutrale Reaktionen	77
5.3.4.	Auswirkungen der Reaktion	78
6.	Beantwortung der Forschungsfragen und Diskussion	80
7.	Zusammenfassung und Ausblick	90
8.	Limitationen	91
9.	Literaturverzeichnis	93

1. Einleitung und Erkenntnisinteresse

Unsere Gesellschaft ist geprägt von Normen wie Heterosexualität, Monogamie und Allonormativität. Diese Normen prägen wiederum die Menschen in unserer Gesellschaft und deren Vorstellungen – insbesondere dahingehend, wie Beziehungs- und Familienkonzepte aussehen können oder nicht. Für queere Menschen bedeuten diese Normen ein Bild von einem Leben, dass nicht ihren Gefühlen und Vorstellungen entspricht. Deshalb durchlaufen sie Identitäts- und Coming Out-Prozesse, um sich von diesen Normen abzukoppeln, ihre eigenen Erfahrungen richtig einzuordnen und diese letztlich - der eigenen Identität entsprechend - nach außen sichtbar zu machen. Diese Prozesse sind individuelle Erfahrungen die gewissen Gemeinsamkeiten aufweisen, wie beispielsweise in den Stufenmodellen zur Homosexualität von Cass (1979) oder Coleman (1982) (siehe Kapitel 2.2) dargestellt.

Die Identitäts- und Coming Out-Prozesse von homosexuellen Menschen wurden bereits im späten letzten Jahrhundert ausgiebig beforscht. Andere queere Identitäten hingegen haben weniger Aufmerksamkeit im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontext bekommen. Eine dieser Identitäten umfasst das asexuelle Spektrum. Auch wenn Asexualität über die letzten Jahre zunehmend Teil queerer Diskurse geworden ist, sind asexuelle Identitätsprozesse und das asexuelle Coming Out bisher in der Forschung wenig präsent. Die bisher bestehende Forschung (siehe Kapitel 3) im Kontext der Asexualität zeigt dazu Lücken auf: Sie kommt fast ausschließlich aus dem englischsprachigen Raum und ihre Teilnehmenden wurden zu großen Teilen über Online-Plattformen rekrutiert. Bisher hat die Wissenschaft kaum Kontakt zu Offline-Communitys aufgenommen. Nur wenige Forschende haben bisher untersucht, wie der Identitäts- und Coming Out-Prozess für asexuelle Personen verläuft und wie es ihnen in diesem Prozess ergeht (siehe Kapitel 3). Asexualität wird innerhalb ihrer Community „unsichtbar“ genannt, ein Wort, das auch ein Buch über die asexuelle Community von Julia Sondra Decker im Titel trägt: „Invisible Orientation“. Diese Unsichtbarkeit spiegelt sich in Gesellschaft und Forschung wider, dabei insbesondere im deutschsprachigen Raum, in der es bisher an Forschungsinteresse an Asexualität mangelt. Dort setzt diese Arbeit an: Sie soll der deutschsprachigen Offline-Community Raum für Sichtbarkeit verschaffen und forschen, wo es bisher nicht passiert ist.

1.1. Forschungsfragen und Ablauf der Arbeit

Aus der Erkenntnis, dass es an Forschung um Identität und Coming Out asexueller Personen im deutschsprachigen Raum fehlt sowie, dass das Befinden in diesem Prozess bisher kaum erforscht ist, sind folgende Forschungsfragen entstanden:

FF: Wie gestaltet sich der Prozess des inneren & äußeren Coming Outs asexueller Menschen in der deutschsprachigen a*spec Community?

UF 1: Welche Bedeutung hat ein inneres und äußeres Coming Out auf das Befinden asexueller Personen?

UF 2: Welche Gründe für oder gegen ein äußeres Coming Out als asexuell lassen sich in spezifischen Kontexten feststellen?

Um die vorliegenden Forschungsfragen zu beantworten, wird zunächst in einem theoretischen Zugang erläutert mit welchen Konzepten und Begriffen diese Arbeit sich dem Thema annähert. Dem folgt eine Aufarbeitung von bisherigen Forschungen rund um den Identitäts- und Coming Out-Prozess asexueller Personen. Um das empirische Vorgehen der Arbeit offenzulegen, wird im Kapitel 4 in Kürze die Methode erläutert und erklärt, wie die Ergebnisse dieser Arbeit entstehen: Die Inhalte sollen mittels qualitativer Interviews mit asexuellen Personen in der deutschsprachigen Community erhoben und im Kapitel 5 Ergebnisse dargelegt werden. Zuletzt werden die Ergebnisse dieser Arbeit mit der vorhergegangenen Literaturrecherche in Zusammenhang gebracht und die Forschungsfragen werden beantwortet.

1.2. Eigene Positionierung

Für diese Arbeit ist es von Relevanz die Positionierung der Autorin darzulegen: Ich bin eine queere, weiße cis-Frau. Zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Masterarbeit bin ich in meinen Zwanzigern. Ich bin in Österreich aufgewachsen und bin in einer mittelständischen Familie ohne akademischen Bildungshintergrund groß geworden. Ich selbst bin Teil der a*spec Community und war bis vor einigen Jahren aktivistisch rund um Asexualität tätig - unter anderem im Kontext des heutigen Vereins AceAroWien, als dieser noch lose organisiert war. Vor diesem Hintergrund ist mir die asexuelle Community ein sehr persönliches Anliegen. Mit der vorliegenden Masterarbeit möchte ich zu mehr Sichtbarkeit von Asexualität in der Forschung beitragen.

1.3. Wording und Gendern in dieser Arbeit

In dieser Arbeit liegt der Fokus auf Personen, die sich selbst als asexuell oder am asexuellen Spektrum befindend identifizieren. Zur Beschreibung dieser Personengruppe wird auf folgende Bezeichnungen zurückgegriffen: Asexuelle Personen und a*spec. Diese Begriffe sollen als Schirmbegriff für das gesamte asexuelle Spektrum begriffen werden und schließen keine Mikroidentitäten innerhalb der asexuellen Community aus.

Diese Arbeit ist um eine möglichst gender-inklusive Schreibweise bemüht. Wo es möglich und sinnvoll ist, wird auf genderneutrale Begriffe zurückgegriffen. Da dies in der deutschen Sprache nicht immer gelingt, wird an notwendigen Stellen mit Stern (*) gendert, um allen Personen in ihren individuellen Geschlechtsidentitäten Raum zu verschaffen.

2. Theoretische Hintergründe

Dieses Kapitel erklärt die Begriffe und Konzepte, die dieser Arbeit zugrunde liegen. Zunächst wird beschrieben, was Asexualität als Identität bedeutet und wie sie in dieser Arbeit definiert wird. Dem folgt die Aufarbeitung der Literatur zu Identity Formation und Coming Out. In dem entsprechenden Unterkapitel wird geklärt, was diese Konzepte bedeuten und wie diese Prozesse bisher in der Forschung ausgelegt wurden. Dabei liegt der Fokus darauf, inneres und äußeres Coming Out zu unterscheiden und beispielhaft Prozessmodelle zum homosexuellen Identitäts- und Coming Out-Prozess aufzuschlüsseln.

2.1. Asexualität

“An asexual person is a person who does not experience sexual attraction.” Diese Definition ist auf der Startseite des “Asexual Visibility & Education Network“ (www.asexuality.org), kurz AVEN, zu finden. Da AVEN als eine der weltweit größten – und für viele Personen am asexuellen Spektrum erste – Anlaufstellen für Fragen rund um das asexuelle Spektrum dient (siehe Kapitel 3), ist diese Definition prägend für das Verständnis von Asexualität innerhalb der Community (Carrigan, 2011, S. 467). Gleichzeitig wird die Definition von AVEN in der Forschung sowie der asexuellen Community kritisch gesehen. Mollet (2020, S. 190) stellt fest, dass diese Definition Kontroversen auslöst, nicht zuletzt dadurch, dass sie einzig und allein Personen, die nie sexuelle

Anziehung verspüren, als asexuell bezeichnet: „[Die Definition des AVEN-Netzwerks] seemingly takes an absolutist approach that asexual people do not ever experience any level of sexual attraction“ (Mollet, 2020, S. 190). Cerankowski & Milks (2010, S. 651) benennen AVEN als den Webpace, der asexuelle Personen auf der ganzen Welt verbindet und in Austausch bringt. Sie sehen sie somit als eine weltweite Community, die sich um die AVEN-Definition von Asexualität herum gebildet hat. Gleichzeitig halten auch sie fest, dass die Definition eine falsche Vereinheitlichung von Asexualität darstellt und viele asexuelle Personen selbst dieser Definition nicht zustimmen würden. Carrigan (2011, S. 467) kommt zu einem ähnlichen Schluss: Unter der AVEN-Definition gilt es eine Bandbreite an Erfahrungen und Ausprägungen von Asexualität zu verstehen. Die Definition von Asexualität ohne jegliche sexuelle Anziehung interpretiert sich folglich ihrer Interviews als „umbrella term“, also Überbegriff, der als gemeinsamer Nenner in der asexuellen Community dient. Dieses sehr eingeschränkte Verständnis von Asexualität verdeckt die verschiedenen Erfahrungen von Personen am asexuellen Spektrum und kann nicht als Einzelidentität für alle asexuellen Personen verstanden werden: „The umbrella term acts as a common point of identification rather than constituting a shared identity per se. [...] it also conceals a significant degree of heterogeneity as to the personal reasons that individuals have for defining as asexual“ (Carrigan, 2011, S. 467). Die wesentlichste Erkenntnis von Carrigan (2011, S. 468) ist die Trennung von Sexualität und romantischer Anziehung innerhalb der asexuellen Community. So gibt es beispielsweise asexuelle Personen, die sich auch als aromantisch¹ definieren, aber auch Personen, die asexuell aber nicht aromantisch sind.

Eine einheitliche Definition von Asexualität in Forschung und Community zu finden, scheint kaum möglich, wie ein Blick auf den Diskurs um die Definition auf der AVEN-Website zeigt. Dennoch soll an dieser Stelle versucht werden ein grobes Abbild dessen aufzuzeigen, was Forschende und Autor*innen am asexuellen Spektrum an Definitionen geliefert haben, welche die kritischen Aspekte an der AVEN-Definition mitbedenken. Den ersten Forschungsversuch zu Asexualität hat Anthony F. Bogaert in den

¹ Unter Aromantik ist zu verstehen, dass wenig bis keine romantische Anziehung zu jeglichem Geschlecht verspürt wird. Wie Asexualität wird auch Aromantik als Überbegriff verwendet, der verschiedene Ausprägungen von romantischer Anziehung oder nicht-Anziehung einschließt (Baumgart & Kroschel, 2022, S. 24).

2000er Jahren getätigt (siehe Kapitel 3.1). Er hat Asexualität in den Grundzügen als „lack of sexual attraction“ (Bogaert, 2004, 2006) verstanden, spezifiziert allerdings, dass das nicht bedeutet, dass asexuelle Personen auch keine sexuellen Erfahrungen machen oder Sex haben (Bogaert, 2004, S. 279). Bogaert (2006, S. 245) erklärt, dass es in seinen Augen bei einer sexuellen Orientierung um das subjektive Empfinden der eigenen Sexualität geht, weshalb für ihn klar zu sein scheint, dass bei asexuellen Personen in klinischen beziehungsweise psychologischen Studien durchaus sexuelle Reaktionen im Körper festgestellt werden können, was allerdings nichts an der Selbstidentifikation einer Person als asexuell ändert. Damit öffnet sich seine, anfangs eng gehaltene, Definition von Asexualität auch für Menschen, die körperlich-sexuelles Empfinden wahrnehmen oder sexuell aktiv sind. Scherrer (2008) hat Personen, die sich selbst als asexuell identifizieren, dazu befragt, wie sie Asexualität verstehen. Zunächst zeigt sich, dass die Definition von AVEN enormen Einfluss auf das Verständnis von Asexualität der befragten Personen hat, die darunter fehlende sexuelle Anziehung oder fehlenden sexuelle Lust verstehen. Dieses Verständnis bildet sich aber nicht bei allen Befragten ab, die sich auch anhand fehlendem Interesse an sexuellen Kontakten als asexuell identifizieren (Scherrer, 2008, S. 627). Anika Baumgart und Katharina Kroschel haben 2022 ein deutschsprachiges Sachbuch zum Thema Asexualität und Aromantik veröffentlicht, in dem sie eine weit gehaltene Definition von Asexualität festhalten, die die Breite an Erfahrungswerten innerhalb der Community einschließt. Auch sie stellen fest, dass Asexualität als Überbegriff dient und gleichzeitig als konkreter Identitätsbegriff verwendet werden kann: „Der Sammelbegriff bezeichnet das teilweise oder vollständige Nichtempfinden von [...] sexueller Anziehung. Er kann zusammen mit Microlabeln verwendet werden, die [...] sexuelle Orientierung/en präzise benennen. [...] Der konkrete Begriff benennt das vollständige Nichtempfinden [...] sexueller Anziehung“ (Baumgart & Kroschel, 2022, S. 24). Somit zeigen die Autor*innen, dass Nicht-Empfinden von sexueller Anziehung mit anderen Formen von Asexualität innerhalb des Sammelbegriffs koexistieren können.

Der innerhalb des asexuellen Spektrums bestehende Pool an Microlabels ist groß. Baumgart und Kroschel (2022, S. 24 - 29) zeigen verschiedene Microlabels auf und erklären, welche Ausprägungen vom asexuellen Spektrum sich in der Community finden. Zwei gängige Microlabels in der asexuellen Community sind Grey- und Demi-Sexualität. Grey-Sexualität bezeichnet Personen, die manchmal sexuelle Anziehung

verspüren. Demi-Sexualität beschreibt Personen, die eine starke emotionale Bindung zu Personen aufbauen müssen, bevor sie sexuelle Anziehung verspüren (Baumgart & Kroschel, 2022, S. 27 - 28; Mollet, 2020, S. 190). Auch diese Begriffe können wiederum als Schirmbegriff für weitere Microlabels oder Erfahrungen verstanden werden: „It can refer to many situations wherein a person is experiencing something that isn't as consistent, as strong, as predictable, or as prevalent as most other people experience it“ (Decker, 2015, S. 36). Dazu zählen Personen, die wenig sexuelle Anziehung verspüren oder diese nur manchmal verspüren sowie Personen, die andere attraktiv finden aber nicht auf die Anziehung eingehen wollen (Decker, 2015, S. 37). Nicht unwesentlich ist, dass Asexualität mit weiteren Spezifizierungen einhergehen kann, die – besonders bei grey- und demi-sexuellen Personen – die Richtung der möglichen sexuellen Anziehung angeben. Copulsky & Hammack (2023) haben sich damit entlang der jährlichen *Ace Community Survey* vom Jahr 2018 beschäftigt. Von knapp 12.500 Teilnehmenden der Umfrage benannten sich rund 9.300 Personen asexuell, 1.600 grey-sexuell und 1.400 Personen demi-sexuell (Copulsky & Hammack, 2023, S. 221). Innerhalb dieser Ausprägungen lassen sich Abbilder zu den Ausrichtungen des sexuellen (Nicht-)Empfindens ausloten. Bei der Abfrage der Orientierung standen folgende Möglichkeiten für die Befragten zu Auswahl: Heterosexuell, schwul, lesbisch, bisexuell, pansexuell, keines davon, „ich weiß es nicht“, anderes, keine Angabe. Personen, die sich als asexuell identifizieren, gaben mit rund 34% am öftesten „keines davon“ an. Währenddessen zeigen sich bei grey- und demi-sexuellen Personen Hetero-, Bi- und Pansexualität als die gängigsten Spezifizierungen der sexuellen Orientierung auf, die jeweils zwischen 20 und 24% der befragten Personen als ihre Orientierung nannten (Copulsky & Hammack, 2023, S. 226). Für die Autor*innen ist es eine logische Schlussfolgerung, dass asexuelle Personen durch ihr fehlendes sexuelles Interesse keine weiteren Labels verwenden, während grey- und demi-sexuelle Personen durchaus den Bedarf sehen, sich selbst genauer beschreiben zu können: „Because we expected greysexual and demisexual individuals to experience more sexual interest, it is fitting that these groups would also find sexual orientation labels more useful“ (Copulsky & Hammack, 2023, S. 226).

Ein Blick in Forschung und Community zeigt deutlich, dass das Verständnis von Asexualität einen weitreichenden Diskurs öffnet, der hier nur in Grundzügen wiedergegeben werden kann. Um Asexualität in seinem ganzen Umfang verstehen zu können, gilt

es größer zu denken, als nur den Grundbegriff als solchen definieren zu wollen. Wie sich erkennen lässt, ist Asexualität ein fluides und weites Konzept, das es als Spektrum mit verschiedensten Erfahrungen zu verstehen gilt. Für diese Arbeit ist Asexualität in einem breiten Verständnis zu sehen, die sich unter anderem an die Definition von Baumgart und Kroschel (2022) anlehnt: Asexualität soll als eine sexuelle Orientierung verstanden werden, die sich durch wenig bis fehlende sexuelle Anziehung definiert und auch Raum für sexuelles Empfinden oder sexuelle Aktivität lässt. Das wesentlichste Merkmal bei der Suche nach den Interviewpersonen dieser Arbeit ist, dass diese sich selbst dem asexuellen Spektrum zugehörig sehen, wozu jegliche Microlabels und Ausprägungen von Asexualität zählen.

2.2. Identity Formation und Coming Out

Das Coming Out beschreibt eine große Bandbreite an Momenten, die ein queere Person durchlaufen kann. Je nach Forschenden, die sich mit dem Prozess der Identitätsfindung und des Coming Outs beschäftigt haben, unterscheiden sich diese Erfahrungen und Prozessteile vor allem darin, wie die Prozessteile oder auch Stufen aussehen und wie viele es davon gibt. Bevor sich diese Arbeit exemplarisch ein paar dieser theoretischen Modelle annimmt (siehe Kapitel 2.2.1), bleibt zu klären, was unter Coming Out verstanden wird. Dazu zählt auch, die Unterscheidung zwischen innerem und äußerem Coming Out zu erläutern.

Bärbel Schomers (2018) beschreibt verschiedene Zugangs- und Verstehensweisen des Coming Out-Prozesses und zeigt theoretische Modelle auf, die sich den Phasen dieses Prozesses annehmen. Auch wenn sich die Modelle in Anzahl und Ausführung der Stufen und Prozessteile unterscheiden, so hat der Prozess als solches eine Gemeinsamkeit: Er sei „phasenhaft“ und finde nie ein abschließendes Ende (Schomers, 2018, S. 194). Darüber hinaus attestiert Schomers (2018, S. 194), dass sich die Stufen – zumindest in theoretischen Modellen – eindeutig voneinander abgrenzen lassen. Die Modelle bauen auf den Erfahrungen von homosexuellen Personen auf und wurden teils von Psychotherapeut*innen erarbeitet, um dieser Personengruppe in ihren Prozessen unterstützend zur Seite stehen zu können (Schomers, 2018, S. 194 - 198). Dass das Coming Out ein umstrittenes Konzept in der modernen Forschung ist, stellt Guittar (2014, S. 2) fest und beschreibt weiter, dass das Coming Out immer noch für die meisten queeren Menschen ein einschneidendes Erlebnis ist. Der Grund, warum es nach wie vor ein Coming Out seitens queerer Menschen braucht, ist für Guittar

(2014, S. 2) eindeutig: Die gesellschaftlichen Normen rund um Heterosexualität und *compulsory sexuality* (siehe Kapitel 2.3) beeinflussen das Selbst- und Fremdverständnis queerer Personen.

Eine wesentliche Unterscheidung, die auch für den Forschungsverlauf dieser Arbeit von Relevanz ist, ist das Herausarbeiten des inneren und des äußeren Coming Outs. Das innere Coming Out ist der Prozessabschnitt, bei der die innere Erkenntnis der eigenen queeren Identität einsetzt und eine Selbstfindung in Kraft tritt. Die eigene geschlechtliche und/oder sexuelle Identität wird akzeptiert. Dies bildet die Basis für das äußere Coming Out – das Weitertragen der eigenen Identität zu anderen Menschen (Schomers, 2018, S. 198). Baumgart & Kroschel (2022, S. 180) unterteilen ebenfalls nach einem ähnlichen Schema und benennen das innere Coming Out auch als „Coming In“. Auch Guittar (2014) unterstützt diese Trennung zwischen innerem und äußerem Coming Out:

„If you ask someone who is part of the sexual majority (i.e., heterosexual), »so, what is coming out all about?«, they would likely tell you that it is the process by which people with »other« sexualities disclose their sexual identities to various people [...] If you were to query someone who has engaged in coming out, you would likely receive a response that includes the outward disclosure of a sexual identity, but you would just as likely hear stories of self-exploration, learning about one's own sexuality, and the development of acceptance or self-affirmation.“ (S. 3)

Allerdings stellt Guittar (2014, S. 27) im Gegensatz zu der Annahme, dass das innere Coming Out eine Vorbedingung für ein äußeres Coming Out ist, die Frage, ob das innere Coming Out nicht an sich als eigener Teil des Coming Outs verstanden werden muss. Von 30 Studienteilnehmenden berichtet zumindest die Hälfte, dass das innere Coming Out einen wesentlichen und in sich selbst bestehenden Teil des Coming Outs darstellt (Guittar, 2014, S. 27). Somit ist das innere Coming Out mehr als nur eine Vorarbeit zum „eigentlichen“ Coming Out. Das innere und äußere Coming Out sind als gleichwertige Teile eines zweiteiligen Prozesses zu verstehen: Zuerst finde ich zu mir selbst, dann teile ich meine Identität anderen mit. Das innere Coming Out wird vielen Forschenden zufolge als Selbstfindungsprozess beschreibbar (Baumgart & Kroschel, 2022; Dank, 1971; Guittar, 2014; Oldemeier & Krell, 2018). Das Coming Out im Inneren beschreibt eine Person in Guittars Studie als Selbstakzeptanz: „For me, coming out is

accepting me, accepting who I am – I'm gay, that's it" (Guittar, 2014, S. 27). Trotz der von Guittar festgehaltenen Dichotomie zwischen den zwei Formen des Coming Outs zeigt sich in der Studie: Für die Befragten spielt das innere Coming Out eine nicht unwesentliche Rolle darin, ob ein äußeres Coming Out möglich ist (Guittar, 2014, S. 28).

Das äußere Coming Out beschreibt Guittar (2014, S. 25) mit den Wörtern "telling" oder auch „storytelling“ (dt. erzählen oder Geschichten erzählen), da dies für einige Teilnehmende der Studie ein relevanter Aspekt des Coming Outs war: Etwas über sich preiszugeben, was zuvor gewissermaßen ein Geheimnis war. Guittar (2014) identifiziert zwei wesentliche Formen des äußeren Coming Outs: Das Coming Out bei Familie und Freund*innen versus „Coming Out as Full Disclosure“ (Guittar, 2014, S. 34). Letzteres bedeutet für die queeren Personen der Studie keine Unterscheidung zwischen verschiedenen Beziehungsqualitäten – von Familie und Freundschaften hin zum Arbeitskontext – zu machen, wem von der eigenen queeren Identität erzählt wird. Auch Mosher (2001, S. 168 - 171) hält aus der Analyse vorangegangener Studien verschiedene Personengruppen fest, die für ein mögliches Coming Out homosexueller Personen relevant scheinen. Die drei „coming out audiences“ sind die Familie, heterosexuelle Personen und queere Personen. Dabei ist die Familie vor allem bei jungen Personen relevant, weil eine finanzielle sowie emotionale Abhängigkeit besteht. Gegenüber heterosexuellen Personen passieren nicht alle Coming Outs freiwillig und Mosher (2001, S. 169) betont, dass es – je nach Einstellung des Gegenübers – zu homophoben und heterosexistischen Diskriminierungen kommen kann. Gegenüber queeren Personen besteht hingegen ein großes Potenzial von wohlwollenden Reaktionen, die wiederum positive Auswirkungen auf die Person, die sich outet, haben kann. Wenngleich es auch innerhalb der queeren Community zu Diskriminierungserfahrungen kommt, beispielsweise aufgrund unterschiedlicher sexueller Orientierungen sowie Geschlechtsidentitäten, als auch für People of Color in einer *weiß* dominierten Community (Mosher, 2001, S. 170).

Die Reaktionen Dritter auf das äußere Coming Out beeinflussen das Selbstempfinden der queeren Person und auch das weitere Vorgehen im Coming Out-Prozess. Eine positive Reaktion bringt demnach positive Entwicklungsfortschritte, während Ablehnung und Intoleranz sich eher hemmend auswirken können (Schomers, 2018, S. 214). Eine nicht unwesentliche Rolle im „Auffangen“ dieser negativen Erfahrungen spielen

auch in Schomers (2018) Ausführungen queere Communitys, die als „rettende Anlaufstelle“ dienen können: „Sie fungieren als queere Sozialisationsinstanzen, bieten einen sozialen Schutzraum an, vermitteln Zugehörigkeit durch neue Bezugsgruppen und erleichtern die Suche nach potenziellen PartnerInnen [Binnen-I im Original]“ (Schomers, 2018, S. 215-216).

2.2.1. Modelle

Um das innere Coming Out – in der Forschung wird diese Phase oft auch als Identitätsfindung bezeichnet – und äußere Coming Out beschreibbar zu machen, gab es ab den 1970er Jahren viele Versuche, diesen Prozess mittels Modellen aufzuschlüsseln (Cass, 1984, S. 145; Rust, 1993, S. 50; Winer et al., 2024, S. 270). Diese Prozessmodelle beziehen sich überwiegend auf homosexuelle Erfahrungen, dennoch stellt Schomers (2018, S. 195) fest, dass sie zumindest in Grundzügen auch auf die Erfahrungen bisexueller Menschen oder Transpersonen übernommen werden können. Die Modelle unterscheiden sich vor allem durch eine unterschiedliche Anzahl an Phasen oder Stufen, die eine Person durchläuft, um die homosexuelle Identität anzunehmen. Dennoch zeigen sich auch gewissen Parallelen (Cass, 1984, S. 145). Ähnlich beschreibt es Schomers (2018, S. 195), denn die wesentlichste Gemeinsamkeit der Modelle sei es, dass sie auf zwei, voneinander getrennte, Prozessteile abzielen: Dem inneren Coming Out, vor sich selbst, und dem äußeren Coming Out, vor anderen.

In dieser Arbeit können aus der Vielzahl an Modellen nur exemplarisch Arbeiten aus dieser Forschungslinie besprochen werden. Die Wahl fällt auf Vivien Cass' „Homosexual Identity Formation“ aus dem Jahr 1979 und Eli Colemans „Developmental Stages of the Coming-Out Process“ aus dem Jahr 1982. Beide Forschende haben sich in ihren Modellen mit dem Identitäts- und Coming Out-Prozess homosexueller Personen beschäftigt. Zunächst werden beide Modelle beschrieben, anschließend soll Kritik an den Modellen aufgezeigt werden und es wird beleuchtet, inwiefern bisherige Forschung in Richtung Asexualität an die Modelle anschließt.

Cass (1979, S. 222) leitet ihr Modell mit insgesamt sechs Stufen, mit der Frage nach der Ausgangslage ein, die es für homosexuelle Menschen zu durchlaufen gilt. Ihre

Einschätzung ist, dass potenziell homosexuelle Personen P² mit inhärenter Diskriminierung in ihren Weg starten, da sie mit der gesellschaftlichen Norm von Heterosexualität sozialisiert sind und sich selbst auch als heterosexuell wahrnehmen. Das könne dazu führen, dass potenziell homosexuelle Personen den inneren Coming Out-Prozess zu jeder Zeit abbrechen (Cass, 1979, S. 220). Die erste Stufe, die Cass (1979, S. 222 - 225) formuliert, ist „Identity Confusion“. Sie besteht darin, dass Information über Homosexualität zunehmend als für P persönlich relevant wahrgenommen wird, was mitunter notwendig ist, um den Identitätsprozess anzustoßen. Mit der Erkenntnis, dass Homosexualität eine mögliche Selbstidentifikation darstellt, entsteht auch die erste Entfremdung: P merkt, dass diese mögliche Identität nicht mit der bisherigen Selbsteinschätzung übereinstimmt. P kann diese mögliche Identität jetzt weitererforschen oder sich dazu entscheiden, diese Identität nicht annehmen zu wollen und zum Ausgangsstatus zurückkehren. Es folgt Stufe 2: „Identity Comparison“ (Cass, 1979, S. 225 - 229), in der das Selbstbild der Heterosexualität sinkt und die eigene Homosexualität für P greifbarer wird. P wird in dieser Phase mit der sozialen Abspaltung, die mit der Homosexualität einhergeht, konfrontiert:

„P becomes aware of the differences between P's perception of own behavior and self and P's perception of how others view that behavior and self. [...] As a result [...] P comes to feel alienated from all others and has a sense of »not belonging« to society [...]“ (Cass, 1979, S. 225)

Gleichzeitig realisiert P, dass eingelernte Verhaltensweisen und Erwartungen, die mit Heterosexualität in Verbindung stehen, nicht weiter für P stimmen. Diese Entfremdung von dem bisher Bekannten führt entsprechend Cass' (1979, S. 226) Modell dazu, dass P Kontakt zu neuen Menschen sucht. Die äußere Identität ist zu diesem Zeitpunkt noch heterosexuell. Im dritten Schritt, der „Identity Tolerance“ (Cass, 1979, S. 229 - 231), nimmt P die eigene Homosexualität weiter an, welche zunehmend auch in die äußere Wahrnehmung dringt. Das führt einerseits zu weniger innerlichem Ungleichgewicht, verstärkt aber parallel die soziale Entfremdung. Um damit umzugehen, sucht P Kontakt zu anderen homosexuellen Personen. Das neue Umfeld ermöglicht P sich auf die eigenen emotionalen und sexuellen Bedürfnisse zu konzentrieren und Vorbilder zu finden (Cass, 1979, S. 229 - 231). Dem folgt Stufe 4 „Identity Acceptance“ (Cass, 1979, S.

² Cass (1979) schreibt in den Modellphasen fortlaufend von der hypothetischen homosexuellen Person als „P“, das wird für diese Arbeit im Kontext von Cass' Ausführungen übernommen.

231 - 232) in der P seinen Kontakt zu anderen homosexuellen Menschen verstärkt, somit das eigene soziale Umfeld neu strukturiert und innere Unklarheiten auflöst: „The question »Who am I?« and »Where do I belong?« generated in the early stages of development have now been answered“ (Cass, 1979, S. 232). In diesem Schritt kann es zu ersten äußeren Coming Outs kommen, um die Diskrepanz zwischen der inneren und äußeren Identität zu schmälern (Cass, 1979, S. 232). Als nächstes durchläuft P Stufe 5 „Identity Pride“ (Cass, 1979, S. 233 - 234): P spaltet die Welt in homosexuell versus heterosexuell; zu diesem Zeitpunkt fühlt sich P der homosexuellen Welt zugehörig. Damit geht eine Ablehnung aller Werte und Institutionen einher, die mit Heterosexualität in Zusammenhang stehen, beispielsweise die Ehe: „The combination of anger and pride energizes P into action against the established institutions and creates an »activist«“ (Cass, 1979, S. 233). Und so betritt P die letzte Stufe (6): „Identity Synthesis“ (Cass, 1979, S. 234 - 235): Hier erkennt P, dass die Vorstellung, dass alle heterosexuellen Menschen schlechter sind als homosexuelle Menschen, nicht nachhaltig ist. Der Kontakt zu heterosexuellen Personen, die P's Homosexualität zugewandt sind, verstärkt die Wahrnehmung, dass es kein besser oder schlechter zwischen heterosexuellen und homosexuellen Personen gibt. Der Kontakt zu heterosexuellen Personen, die auf P negativ reagieren, wird weniger (Cass 1979, S. 234 - 235). Gleichzeitig wird P's Homosexualität nicht mehr versteckt, weshalb äußere Coming Outs zunehmend an Relevanz verlieren (Cass, 1984, S. 152).

Das zweite Modell von Eli Coleman (1982) besteht aus fünf Stufen. Die erste Stufe benennt Coleman (1982, S. 471 - 473) „Pre-Coming Out“: In diesem Teil des Identitätsprozesses sickert ein langsames Klarwerden zur eigenen Homosexualität durch, welche aber weitestgehend unterdrückt wird. Die Person erlebt eine negative Einstellung gegenüber sich selbst, da sie Homosexualität nicht als erstrebenswert anerkennt, was zu psychischen Problemen führen kann. In dieser Stufe kommt es zu keinen äußeren Coming Outs, da die Identität auch vor dem Selbst noch im Geheimen existiert. Dem folgt Stufe 2 „Coming Out“ (Coleman, 1982, S. 473 - 475), in der die Person aufhört gegen die eigene Identität anzukämpfen und diese annimmt. Die Person beginnt die Homosexualität nach außen zu tragen und diese mit anderen zu teilen. Die Reaktionen, die auf das Coming Out folgen, sind wegweisend für das Befinden der Person: „Acceptance can have a powerfully positive effect on these individuals. [...] A negative response can cause further damage to the self-concept“ (Coleman. 1982, S.

473). Dem folgt Stufe 3 "Exploration" (Coleman, 1982, S. 475 - 477), in welcher mit der neuen Sexualität experimentiert wird. Es kommt zum Kontaktaufbau mit anderen homosexuellen Personen und die Person beginnt, neue Fähigkeiten anzunehmen, mit welchen sie mit Menschen in Kontakt treten kann. „Exploration“ bezieht sich hierbei auf das soziale Umfeld aber auch auf das Erkunden hinsichtlich sexueller Kontakte (Coleman, 1982, S. 475 - 477). Dem folgt Stufe 4: „First Relationships“ (Coleman, 1982, S. 477 - 479). Diese Phase können Personen erst erreichen, wenn sie sich selbst als jemanden empfinden, der geliebt werden kann. Die Personen nehmen sich selbst als attraktiv wahr und erkennen, dass sie bereit für eine Beziehung wären: „Intimacy becomes the primary need to be fulfilled in this stage“ (Coleman, 1982, S. 477). Gleichzeitig kämpfen die Personen damit, dass ihnen die Gesellschaft beigebracht hat, dass homosexuelle Beziehungen nicht funktionieren. Oft kommt es zu obsessiven Beziehungen, in denen verkrampft auf ein Überleben dieser hingearbeitet wird (Coleman, 1982, S. 477 - 479). Die letzte Stufe (5) in Coleman's (1982, S. 479) Modell ist „Integration“: Beziehungen werden zunehmend stabiler und die Personen erkennen, dass sie fähig sind, lange Beziehungen zu führen.

Die Aufarbeitung dieser exemplarischen Modelle unterstreicht die anfangs erwähnten Gemeinsamkeiten und Unterschiede: Sie beschäftigen sich mit dem Identitätsprozess homosexueller Personen und haben unterschiedlich viele, zu durchlaufende Phasen, die sich in Grundzügen in inneres und äußeres Coming Out aufspalten lassen. Dabei scheint Cass (1979) sich insgesamt mehr auf den inneren Prozess zu konzentrieren, während Coleman (1982) die äußere Beziehungsarbeit mehr in den Fokus stellt. Dies ist daran erkennbar, dass das äußere Coming Out der Ankerpunkt ab Stufe 2 ist und Coleman (1982) auch aktiv von homosexuellen Beziehungen spricht. Das äußere Coming Out spielt, im Vergleich, bei Cass (1979, 231 - 232) erst ab Stufe 4 eine signifikante Rolle, davor passiert der Prozess überwiegend verschlossen im Inneren und im Zusammenhang mit anderen homosexuellen Personen.

2.2.2. Kritik an Modellen

Den zu dieser Zeit entstandenen Modelle, die das Coming Out homosexueller Personen beschreibbar machen sollen, wurden in den Folgejahren verschiedene Kritikpunkte entgegengebracht. Zentrale Kritikpunkte sollen hier in kürze Platz finden, um eine Einordnung der Modelle möglich zu machen.

Rust (1993, S. 51) kritisiert an den frühen Modellen, dass sie zu sehr an einem engen und linearen Prozess zur Homosexualität festhalten, wenngleich es in der Praxis vorkommt, dass Personen Stufen überspringen, in anderer Reihenfolge durchlaufen oder den Prozess abbrechen und zur Heterosexualität zurückkehren. Diesen Aspekt würden die genannten Modelle wenig bis nicht berücksichtigen. Schomers (2018, S. 195) bringt ähnliche Kritikpunkte auf und erarbeitet ein neues Phasenmodell, das im Groben nur zwischen innerem und äußerem Coming Out unterscheidet. Die innerhalb dieser zwei Großstufen definierten Abläufe sind für Schomers (2018, S. 195) einerseits nicht für alle Menschen ident in der Reihenfolge und andererseits können diese Stufen zeitlich willkürlich aneinandergereiht sein: Sie können demnach gleichzeitig, schnell oder über einen langen Zeitraum hinweg durchlaufen werden. Mosher (2001, S. 164) kritisiert ebenfalls das lineare und universelle Verständnis, welches diese Modelle suggerieren wollen, und spricht dabei von einem essentialistischen Verständnis des Identitätsprozesses. Coming Out ist in dieser Denkschule in einfachen, für alle Personen gleichen Schritten abzuarbeiten. Auch bei Rust (1993, S. 53) können ähnlich kritische Gedanken nachgelesen werden: Essentialistische Modelle müssen demnach durchlaufen werden, um sich von Heterosexualität abzuwenden und Homosexualität annehmen zu können. Im Essentialismus wird Sexualität als etwas biologisch vorgegebenes verstanden – Heterosexualität ist die biologische Norm und Homosexualität die „natural deviation“ (Kitzinger & Wilkinson, 1995, S. 95) dieser Norm. In diesem Verständnis von Sexualität bedeutet die Identifizierung als homosexuell letztlich nicht mehr, als eine bereits gegebene Identität zu erkennen und anzunehmen (Kitzinger & Wilkinson, 1995, S. 95). Eine Identität im Umbruch wird im essentialistischen Verständnis mit fehlender Reife gleichgesetzt: Ist eine Identität, die in dieser Denkschule biologisch gegeben und frühkindlich gereift ist, einmal erreicht, soll diese statisch verstanden werden und unverändert bestehen bleiben (Rust, 1993, S. 68).

Essentialistische Zugänge zum Coming Out bilden für Kitzinger & Wilkinson (1995, S. 95) ein verkürztes Verständnis ab: Sie beziehen sich beispielsweise auf die Arbeit von

Adrienne Rich (siehe Kapitel 2.3), welche Heterosexualität als kulturell-gesellschaftliche Norm ins Zentrum stellt. Homosexualität kann, so argumentieren Kitzinger & Wilkinson (1995, S. 95), nur in Relation zu Heterosexualität existieren. Damit stehen sich zwei Denkschulen in Bezug auf das Coming Out und die Identitätsbildung queerer Personen gegenüber: Essentialistische Zugänge beziehen sich auf die biologische Ebene, konstruktivistische Zugänge auf die gesellschaftliche Ebene von Homosexualität. Im konstruktivistischen Denken wird Sexualität in der Hierarchie rund um Heterosexualität gedacht (Mosher, 2001, S. 166) und Sexualität kann auf äußere Veränderungen so antworten, dass die innere Identität stabil bleibt (Rust, 1993, S. 68). Solche Veränderungen können beispielsweise politischer Natur sein oder durch ein neues soziales Umfeld notwendig werden (Rust, 1993, S. 68 - 70).

Ein weiterer Kritikpunkt, der nicht unerwähnt bleiben soll, stammt abermals von Kitzinger & Wilkinson (1995, S. 96): Sie stellen in einer Bandbreite von Modellen dieser Zeit, mit Ausnahme von Cass (1979), einen männlichen Bias fest, der Auswirkungen auf das akademische Verständnis von Sexualität, Coming Out und vor allem auf die Erfahrungen lesbischer Frauen hat.

2.2.3. Stufenmodelle und Asexualität

Wie bereits festgehalten wurde, beziehen sich die hier vorgestellten Modelle von Cass (1979) und Coleman (1982) auf den Identitätsprozess von homosexuellen Personen, könnten aber unter Umständen auf die Erfahrungen von bisexuellen Menschen und Transpersonen umgelegt werden (Schomers, 2018, S. 195). Die in dieser Arbeit relevante Frage ist, wie sich die Modelle mit Asexualität in Verbindung bringen lassen. Beispielsweise stellen Winer et al. (2024, S. 270 - 271) fest, dass sich viele Modelle auf die Erfahrungen von monosexuellen Personen, also hetero- oder homosexuelle Personen, fokussieren und somit Asexualität außen vor lassen. Den Stufenmodellen attestieren Winer et al. (2024, S. 271) mehrere Gemeinsamkeiten: Sie gehen davon aus, dass Homosexualität bekannt ist und Menschen demnach wissen, dass sie sich als homosexuell identifizieren können. Bei Asexualität hingegen ist dieses Grundwissen nicht gegeben: Asexualität ist unbekannt (Winer et al., 2024, S. 271). Mollet (2020, S. 189) hält zusätzlich fest, dass der Versuch, Modelle rund um Homosexualität von College-Studierenden zu erstellen, auch die allonormative Vorstellung festigt „[...] that] all

people experience sexual attraction, which contributes towards the invisibility of asexuality and does not theoretical awareness of asexual identity development" (Mollet, 2020, S. 189).

In ihrer Studie mit 169 asexuellen Personen haben Robbins et al. (2016) festgestellt, dass die Erzählungen der Studienteilnehmenden Rückschlüsse auf bestehende theoretische Modelle zur Identitätsbildung und zum Coming Out aufzeigen. Die Autor*innen erstellen im Abschluss ihrer Ausführungen ein solches Modell, angepasst an asexuelle Erfahrungen, welches Annäherungen an ebendiese Erfahrungen möglich machen sollen. Robbins et al. (2016, S. 757) halten fest, dass ihr Modell, ebenso wie viele davor, keinen Anspruch daran stellen soll, die individuellen Erfahrungen aller asexueller Personen festzuhalten. Dennoch erarbeiten sie ein Modell mit sechs möglichen Stufen, die asexuelle Personen am Weg zu ihrer Identität durchlaufen (siehe Kapitel 2.2.3). Dabei stellen sie die einzelnen Stufen mit anderen Stufenmodellen, wie denen von Cass (1979) und Coleman (1982), in Vergleich, um mögliche Überschneidungen und Unterschiede aufzuzeigen. Beispielsweise benennt Cass (1979) die erste Stufe „Identity Confusion“ als solche, in der die eigenen Unterschiede zu anderen heterosexuellen Personen bemerkt werden. Ähnlich verläuft es bei asexuellen Personen, die ihre Wahrnehmungen anders einstufen als die ihrer Gleichaltrigen – Robbins et al. (2016, S. 757) sprechen ebenfalls von „Identity Confusion“. Während es hier also eine klare Überschneidung gibt, unterscheiden sich die Erfahrungen von homo- und asexuellen Menschen darin, dass Homosexualität eine weitgehend bekannte Identität ist, während kaum jemand über Wissen über Asexualität verfügt (Robbins et al., 2016, S. 758). Ein Alleinstellungsmerkmal von den Ausführungen durch Robbins et al. (2016, S. 758) ist die zweite Stufe „Discovery of Terminology“: Diese Zwischenstufe ist aufgrund der Unbekanntheit von Asexualität notwendig. Die schon getätigte Forschung rund um den Identitäts- und Coming Out-Prozess von asexuellen Personen wird in Kapitel 3 Forschungsstand ausführlicher beleuchtet.

2.3. Compulsory (Hetero-)Sexuality

“How do we begin to analyze and contextualize a sexuality that by its very definition undermines perhaps the most fundamental assumption about human sexuality: that all people experience, or *should* [Herv. im Original] experience, sexual desire?” Milk und Cerankowski (2010, S. 650) stoßen mit dieser Frage eine Grundsatzdiskussion an.

Wenn (Hetero-)Sexualität und romantische, monogame Beziehungen als Ziel und inhärenter Teil des Menschen gesehen werden, wo finden asexuelle und aromantische Menschen ihren Platz?

Die Grundlage für diese Diskussion, die bis heute anhält, stammt aus dem Jahr 1980. Damals hat Adrienne Rich den Begriff *compulsory heterosexuality* geprägt. In ihrem Text hat sie sich mit lesbischen Lebensweisen in einer Gesellschaft auseinandergesetzt, die Heterosexualität als zentrale und der gesellschaftlichen Norm entsprechende Sexualität betrachtet, die Menschen – und besonders Frauen – aufgedrängt wird. Dadurch, attestierte Rich, wird lesbisch sein unsichtbar gemacht. Frauen sind männlichen Machtstrukturen unterworfen, die sie glauben lassen, dass Ehe mit Männern und Heterosexualität unausweichlich sind (Rich, 2003, S. 13 & 20). Rich (2003, S. 27) prangerte der damals bestehenden feministisch-geprägten Forschung an, dass sie die Augen vor *compulsory heterosexuality* verschließt und somit in bereits festgefahrenen Strukturen arbeitet, anstatt diese auszuhebeln. Heterosexualität infrage zu stellen, so Rich (2003), kann neue Perspektiven öffnen: „[...] I think the rewards will be great: a freeing-up of thinking, the exploring of new paths, the shattering of another great silence, new clarity in personal relationships” (S. 27).

Was Rich's Konzept *compulsory heterosexuality* zu einem späteren Zeitpunkt ermöglichte, war, über die Grenzen der Heterosexualität hinauszublicken. Aus dem Begriff hat sich folglich ein weiterer entwickelt: *compulsory sexuality*. Der Begriff beschreibt, dass alle Menschen als sexuelle Wesen angenommen und dass Sexualität beziehungsweise Sex als inhärente Bestandteile eines jeden Lebens angesehen werden (Chen, 2020, S. 35; Gupta, 2015, S. 132; Przybylo, 2019, S. 1). Kristina Gupta (2015, S. 131 - 132) gibt in ihrer Arbeit zu Beginn zwei Interviews, die AVEN-Gründer David Jay gegeben hat, wieder: Die Männer, die Jay interviewen, bezeichnen Jay als „jellyfish“, also Qualle, und lassen Jay noch in den Interviews wissen, dass seine Sexualität in ihren Augen „nicht normal“ sei. Gupta (2015, S. 132) schließt daraus, dass die Interviewer von bewussten und unbewussten Normen geleitet werden: Zum einen, dass alle Menschen sexuelle Anziehung spüren würden und zum anderen, dass sie psychisch oder physisch krank sein müssen, wenn sie das nicht tun:

„I use the term *compulsory sexuality* [Herv. im Original] to describe the assumption that all people are sexual and to describe the social norms and practices that both marginalize various forms of nonsexuality, such as a lack of sexual desire or behaviour, and compel people to experience themselves as desiring subjects, take up sexual identities and engage in sexual activity.“ (Gupta, 2015, S. 132)

Was Gupta damit betont, ist, dass diese Norm die Kraft hat genug Druck auf Menschen auszuüben, um sich dieser Norm der Sexualität zu unterwerfen. Schon Rich (2003, S. 20) hält fest, dass Frauen sich Heterosexualität unterwerfen, um den normativen Strukturen in ihrem gesellschaftlichen Umfeld entsprechend zu agieren. *Compulsory sexuality* aber spricht nun nicht mehr davon, dass sich Sexualität auf das andere Geschlecht beziehen muss, sondern dass Sexualität als solches jedem Menschen gegeben ist und somit jeder Mensch sexuell agiert, wie Mollet & Lackman (2022) in kurzen Worten der Unterscheidung festhalten: „While heteronormativity acknowledges systems that privilege heterosexuality, compulsory sexuality acknowledges a broader system that uniquely normalizes asexuality [siehe Kapitel 2.3.1] for people of all sexual identities“ (S. 26). Dabei ist *compulsory sexuality* nicht der erste Begriffsversuch in der Forschung. Beispielsweise hat Gayle Rubin (2011) von *sexual essentialism* gesprochen und damit die Idee benannt, dass Sex als etwas „Natürliches“ begriffen wird, das unabhängig von gesellschaftlichen Einflüssen und Institutionen existiert: „Sexual essentialism is embedded in the folk wisdoms of Western societies, which consider sex to be eternally unchanging, asocial and transhistorical“ (S. 146). Diesem Essentialismus stellt Rubin (2011, S. 146 - 147) einen konstruktivistischen Zugang gegenüber, der Sexualität nicht als rein körperliches Phänomen begreifen will, sondern als ein sozial-geprägtes System versteht. Dieses soziale Schema versucht Rubin (2011, S. 151) als „sexual value system“ zu verbalisieren, welches unter „natürlicher“ Sexualität vorrangig heterosexuelle, monogame und reproduktive Beziehungen versteht, die unabhängig von pornografischen Inhalten sowie Sex-Spielzeugen und vorzugsweise zuhause passieren. Das Gegenteil davon, was Rubin (2011, S. 151) als „bad sex“ im gesellschaftlichen Konsens bezeichnet, wären beispielsweise homosexuelle Aktivitäten, unverheirateter Sex, Masturbation oder Sexarbeit. In Hinblick dessen, wie unterschiedlich Menschen sein können, attestiert Rubin (2011) es als Trugschluss, dass Sexualität überhaupt einer Norm entsprechen soll: „Most people find it difficult to grasp

that whatever they like to do sexually will be thoroughly repulsive to someone else, and that whatever repels them sexually will be the most treasured delight of someone, somewhere" (S. 154). Ein weiterer Begriff, der Sexualität als ähnlich inhärent beschreibt, ist *sexualnormativity*. Damit ist ebenfalls gemeint, dass Sexualität als etwas Universelles angesehen wird, bis das Gegenteil aufgezeigt wird (DeLuzio Chasin, 2011, S. 719).

Dieses Gegenteil spezifizieren Forschende wie DeLuzio Chasin (2011, S. 719) als Asexualität. *Compulsory sexuality* oder *sexualnormativity* sorgt dafür, dass asexuelle Menschen unsichtbar werden, insbesondere, weil sie als sexuelle Menschen gelesen werden. Dazu kommt, dass Asexualität oft als eine Krankheitsbild interpretiert wird, welches behandelt werden muss (DeLuzio Chasin, 2011, S. 719). Chen (2020) hält darüber hinaus fest, dass asexuellen Personen oft negative Charaktereigenschaften zugeschrieben werden: „[...] passionsless, uptight, boring, robotic, cold, prude, frigid, lacking, broken“ (S. 37). Kristina Gupta (2017) hat mit 30 Personen, die sich als asexuell identifizieren und in den USA leben, Interviews geführt, um die negativen Folgen von *compulsory sexuality* auf asexuelle Personen festzuhalten. Beispielsweise beschreiben die befragten Personen, dass sie in Coming Out-Settings oft pathologisierenden Reaktionen ausgesetzt sind oder ihnen die eigene Identität abgesprochen wird, unter anderem durch Aussagen wie "das kommt schon noch" oder "du hast noch nicht die richtige Person getroffen" (Gupta, 2017, S. 996, 999 - 1000). Dazu kommt, dass einige der befragten Personen mit Isolation im sozialen Gefüge zu kämpfen haben, beispielsweise weil sie nicht an Unterhaltungen über Sex teilnehmen können oder möchten. Ein weiteres Problem stellen für manche Befragte die eigenen platonischen Beziehungen dar: Beispielsweise gehen Freundschaften verloren, weil vom Gegenüber ein sexuelles Interesse besteht oder die andere Person eine Partnerperson der Freundschaft vorzieht. Gleichzeitig kommt es bei manchen asexuellen Personen auch zu ungewolltem Sex, um einer Partnerperson gerecht zu werden (Gupta, 2017, S. 997 - 999). All diese Punkte bringt Gupta (2017, S. 999) mit *compulsory sexuality* in Verbindung, welche Sex und Sexualität als zentrales menschliches Interesse positioniert und somit asexuelle Personen aus dem Zentrum der Gesellschaft, geprägt durch die sexuellen Normen, hinausdrängt.

Auch innerhalb queerer Kreise, wo heteronormativen Ansichten oft wenig Platz gegeben wird, ist *compulsory sexuality* anzutreffen. Durch die Normen, die Sexualität umgeben, sind queere Menschen mit neuen Vorannahmen konfrontiert. Beispielsweise wird schwulen Männern zugeschrieben hypersexuell zu sein oder lesbische Frauen erfahren das Stigma, wenig bis kaum sexuell aktiv zu sein – oft benannt als „lesbian bed death“ (Chen, 2020, S. 35 - 36). Wenngleich asexuelle Personen sowohl in nicht-queeren als auch queeren Kreisen Vorurteile erfahren, die in der Forschung durch *compulsory sexuality* erklärt werden (Gupta, 2017), bringt das vermehrte Aufkommen von Asexualität in sozialen Diskursen auch die Möglichkeit, genau diese Normen um eine „natürliche“ Sexualität zunehmend in Frage zu stellen (Gupta, 2015, S. 132; Scherrer, 2008, S. 632).

2.3.1. Allo- und Amatonormativität

Ergänzend dazu, dass Asexualität das Normverständnis, dass alle Menschen als sexuelle Wesen zu verstehen sind, ins Wanken bringt, stellt Przybylo (2019, S. 4) fest, dass die asexuelle Community diese Annahme noch um einen Schritt erweitert. Die asexuelle Community spricht nämlich nicht von der Möglichkeit von einem Leben ohne oder mit wenig Sex, sondern von sexueller Anziehung, die nicht bei jedem Menschen gegeben sein muss. Aus der Community heraus entsteht gleichzeitig auch ein neues Vokabular, um diese Normen und ihre mögliche Absenz benennen zu können. Ein solcher Begriff ist *Allonormativität*. *Allonormativität* wird oft mit *compulsory sexuality* gleichgesetzt, wie das Queer Lexikon (*Allonormativität*, 2020), eine deutschsprachigen Online-Anlaufstelle für Informationen rund um queere Themen, aufzeigt. Das Queer Lexikon beschreibt *Allonormativität* als den normativen Glauben, „[...] dass alle Menschen sexuell aktiv sind oder sein wollen. Sex wird dabei als normaler und wichtiger Teil des Erwachsenwerdens und des Alltags angesehen“. Das führte zu Diskriminierung von asexuellen und aromantischen Personen, die Beziehungen nicht der Norm entsprechend führen oder führen wollen (*Allonormativität*, 2020). Für Mollet & Lackmann (2022, S. 26) bezieht der Begriff *Allonormativität* nicht nur die mögliche Absenz von sexueller Anziehung, sondern auch von romantischer Anziehung mit ein. Den Begriff führen die Autor*innen auf die Bezeichnung *allosexuell* zurück, was Menschen meint, die sehr wohl sexuelle oder romantische Anziehung fühlen und somit das gegensätzliche Ende vom asexuell am asexuellen Spektrum darstellen (Mollet & Lackman, 2022, S. 26).

Mollet & Lackmann (2022, S. 26) bringen anschließend auch noch einen weiteren Begriff ein: *Amatonormativität*. Während also *Allonormativität* beschreibt, dass sexuelle Anziehung als inhärent angesehen wird, beschreibt *Amatonormativität* das Normverständnis, dass bestimmte Beziehungen wichtiger sind als andere Beziehungsformen. Elizabeth Brake (2012) hat sich mit dem Thema Ehe in den USA auseinandergesetzt, die stellvertretend als die wichtigste Beziehung im Vergleich zu Freundschaften oder anderen Care-Beziehungen wahrgenommen wird. Diese Schieflage benennt Brake (2012, S. 88 - 89) als *amatonormativity* – den Glauben, dass amouröse³ Beziehungen das inhärente Ziel eines jeden Menschen sind. Brake (2012, S. 90) versucht darzulegen, was in *amatonormativen* Strukturen als „angesehene“ Beziehung gilt: Monogame, in einem Haushalt lebende romantische Partner*innen, werden hier über andere Beziehungen gestellt. Jede Abweichung davon gilt umgekehrt als nicht-konform, beispielsweise zwei befreundete Personen, die Sex haben und gemeinsam leben. Ihre Beziehung würde erst als vollwertig angesehen werden, wenn sie sich dazu entscheiden, sich als romantisches Paar zu deklarieren. Diese Normvorstellungen führen aber bei Widersetzen nicht nur zu gesellschaftlichen Ächtungen, sondern können auch handfeste Folgen haben, wie Brake (2012, S. 100) feststellt: In den USA haben verheiratete Paare oft Vortritt bei der Wohnungssuche, bekommen höhere Gehälter oder haben Vorteile bei Versicherungsabschlüssen.

Abschließend zeigt die deutschsprachige Literatur von Baumgart & Kroschel (2022), dass *Amato- und Allonormativität* trotz ihrer Ähnlichkeiten, nicht komplett deckungsgleich zu verstehen sind:

„*Allonormativität* bezieht sich auf die normative Vorstellung, alle Menschen empfinden bestimmte Formen von Anziehung – wie sie diese Anziehung ausleben, ist unerheblich. *Amatonormativität* hingegen bezeichnet die normative Vorstellung, alle Menschen würden nach einer bestimmten Beziehungsform streben - unabhängig von individuell empfundener Anziehung.“ (S. 93)

3 Kroschel und Baumgart (2022) erläutern, dass Brake immer von "amourösen" Beziehungen spricht. Ob damit sexuelle und/oder romantische Beziehungen gemeint sind, bleibt für die Autor*innen allerdings unklar. Sie einigen sich darauf unter amourös beide Formen (also romantische sowie sexuelle Beziehungen) einschließen, da Sex in der Mehrheitsgesellschaft als Teil einer romantischen Beziehung angesehen wird (Kroschel & Baumgart 2022, S. 91). Auch in der vorliegenden Arbeit werden unter amourösen Beziehungen romantische sowie sexuelle Beziehungen mitgedacht.

3. Forschungsstand

In diesem Kapitel soll ein Abbild der bisherigen Forschung zu Asexualität mit Fokus auf Identitätsprozesse und Coming Out geschaffen werden. Der erste Teil betrachtet die Anfänge der Forschung rund um Asexualität, die sich vor allem mit Definitionsfragen beschäftigt hat. Anschließend werden verschiedenen Studien beleuchtet, die sich mit den Stufen und Hintergründen der Identitätsfindung asexueller Personen beschäftigen, gefolgt von einem Einblick in die Forschungsliteratur rund um das asexuelle Coming Out. Dabei geht es um Motive für oder gegen ein Coming Out, die Frage „wem erzähle ich von meiner Asexualität“ und Reaktionen auf das Coming Out.

3.1. Anfänge der Forschung

Die Forschung rund um Asexualität hatte ihre Anfänge vor rund 20 Jahren. Anfangs ging es vor allem um die Frage der Definition von Asexualität und ihrer Abkopplung von psychischen oder physischen und somit diagnostizierbaren Krankheiten und Problemen, besonders, weil Asexualität als menschliche Sexualität ein noch weitgehend unbekanntes Terrain darstellte. Einen der ersten sehr wesentlichen Beiträge zur Sichtbarkeit und zum größeren Verständnis von Asexualität leistet der Forscher Anthony F. Bogaert in den frühen 2000er Jahren. Bekannt ist vor allem seine Interpretation einer Erhebung des Sexualverhaltens der britischen Bevölkerung aus den 1990er Jahren. Aus der Erhebung von knapp 19.000 Personen schloss Bogaert (2004, S. 279), dass rund 1% dieser Personen asexuell ist – wenngleich die Zahl asexueller Personen heute höher eingestuft wird (Devlin et al., 2025, S. 1241). Diese Schlussfolgerung zog er in der Studie aus der Frage, zu wem sich die jeweils befragte Person sexuell hingezogen fühlt. Die Antwortmöglichkeiten umfassten Männer, Frauen, beides davon in verschiedenen Abstufungen oder „I have never felt sexually attracted to anyone at all“, also der fehlenden sexuellen Anziehung zu allen Geschlechtern im gleichen Ausmaß (Bogaert, 2004, S. 281). Seine Definition von Asexualität umfasst das Fehlen von sexueller Anziehung zu allen Geschlechtern und er grenzt Asexualität somit von Erkrankungen, die zu fehlendem sexuellen Interesse und fehlender Libido im physischen Sinne beitragen, ab (Bogaert, 2004, 2006).

In seinen Interpretationen stellt Bogaert verschiedene Hypothesen auf, welche Gründe zu Asexualität als sexueller Orientierung führen. Als mögliche Ausgangsfaktoren zählt

er Erkrankungen und Behinderungen, Geschlecht sowie soziodemografische Hintergründe, wie sozialer Status, Religiosität oder Bildung (Bogaert 2004, S. 280). Er stellt fest, dass viele dieser Faktoren Einfluss auf das nicht-bestehen sexueller Anziehung haben können. So sind in seinen Erkenntnissen mehr Frauen als Männer asexuell, weil Männer gesellschaftlich als weit sexueller eingestuft würden als Frauen, und somit eher dem Druck unterliegen, dieser angedachten Sexualität nachzukommen (Bogaert, 2004, S. 284).

Bogaert (2004, S. 285) stellt selbst in den Raum, dass seine Interpretationen keine Allgemeingültigkeit haben, da die Ergebnisse bei Menschen, die sich selbst als asexuell identifizieren, anders sein können als bei der Einstufung von Dritten, in dem Fall durch Bogaert als forschende Person. Auch Nicole Prause & Cynthia A. Graham (2007, S. 342) weisen darauf hin, dass die von Bogaert durchgeführten Ableitungen Limitationen vorweisen: Es sind – für Bogaerts Forschungsfrage – eingeschränkte Daten zur Analyse herangezogen worden und ein Analysemaßstab, den Bogaert zu Feststellung von Asexualität nutzte, war die Frequenz von sexueller Aktivität. Das stellen die Forschenden insofern in Frage, als dass für ein umfassendes Bild des Sexualverhaltens die Informationen zum Masturbationsverhalten ebenfalls relevant wären, welche in der Basiserhebung aus den 1990er-Jahren aber nicht vorhanden waren. Prause & Graham (2007) bauen auf dieser Lücke auf und befragten in ihren zweiteiligen Studie Personen, die sich selbst als asexuell definieren, zu ihren Erfahrungen mit Sexualität. Im ersten Teil der Studie wurden vier qualitative Interviews geführt, die sich mit den Themen sexuelle Erfahrungen, Motivation zum Sex, sowie Definition und Sorgen von Asexualität beschäftigten (Prause & Graham, 2007). Die darauf basierende quantitative Umfrage mit rund 1.100 Personen versuchte dort anzusetzen. Wie Bogaert stellen auch Prause & Graham (2007, S. 352) fest, dass Asexualität sich nicht rein anhand sexueller Erfahrungen oder der Bereitschaft, Sex zu haben, bemisst – beides zeigt sich in beiden Studienteilen durchaus gegeben – sondern vor allem an dem sexuellen Verlangen festzumachen ist.

Zu einer ähnlichen Definition von Asexualität gelangt auch Kristin Scherrer bei ihrer Online-Umfrage über das AVEN-Netzwerk im Jahr 2008: Rund die Hälfte der befragten Personen gaben an, Asexualität über fehlende sexuelle Anziehung oder fehlendes sexuelles Verlangen zu identifizieren. Entgegen den Ausführungen von Bogaert (2004,

2006) und Prause & Graham (2007) nannten die Befragten in der Umfrage von Scherrer (2008, S. 627) das Desinteresse an sexuellem Verhalten durchaus als einen Marker für ihre eigene Asexualität. Diese Bandbreite an Interpretationen von Asexualität durch Forschende sowie in den Befragungen von Scherrer (2008) sowie Prause & Graham (2007) zu Wort kommenden selbst-identifizierenden asexuellen Personen zeigen klar, dass Erfahrungswerte innerhalb des asexuellen Spektrums sehr unterschiedlich sind. So gibt es durchaus asexuelle Personen die sexuellen Erfahrungen machen – beispielsweise motiviert durch eine allosexuelle Partnerperson oder auch aus Neugierde (Prause & Graham, 2007).

3.2. Asexuelle Identitätsfindung

Um sich als asexuell definieren zu können, muss diese Identität von potenziellen asexuellen Personen zunächst entdeckt werden. Schon Scherrer hat 2008 (S. 631) festgestellt, wie wichtig das Suchen und Finden der richtigen Sprache für asexuelle Personen ist. Viele der Befragten erzählen, dass sie besagte Sprache im Online-Netzwerk AVEN gefunden haben. Zum Beispiel beschreibt eine Person, dass sie sich am Ehesten mit dem Begriff des Zölibats identifizierte und auf der Suche nach Gleichgesinnten auf das AVEN-Netzwerk gestoßen ist. Dort stellt sie fest, dass Asexualität ihre eigentliche Identität ist.

Eine Bandbreite an Forschenden haben sich diesen Prozess der Identitätsfindung von asexuellen Personen angesehen. Was am Anfang dieses Identitätsprozesses steht, ist allen voran das Gefühl der Andersartigkeit im Vergleich zu dem eigenen sozialen Umfeld und besonders zu Gleichaltrigen. Manche asexuellen Personen stellen im zunehmenden Alter fest, dass diese Andersartigkeit bereits in der Jugend begonnen hat und anhaltend ist (Carrigan, 2011, S. 471 - 473; Van Houdenhove et al., 2015, S. 268). Die Nachhaltigkeit des Gefühls, anders zu sein, ist laut Van Houdenhove et al. (2015, S. 268 & 275) ein ausschlaggebender Grund, der die befragten – potenziell asexuellen – Frauen dazu bewegt, sich auf die Suche nach Antworten zu begeben. Diese Suche endete für die Studienteilnehmerinnen bei dem Begriff Asexualität: "For these women, the discovery of information about asexuality was a true eye-opener as a lot of their feelings and experiences suddenly made sense" (Van Houdenhove et al., 2015 S. 268). Carrigan (2011, S. 471) beschreibt, dass ein typisches Narrativ von asexuellen Personen damit beginnt, dass der Anschluss mit Gleichaltrigen beim Thema Sex und

Sexualität verloren geht. Das bringt die Personen an den Punkt, an dem sie ihr Verhalten hinterfragen und in einigen Fällen auch als „falsch“ oder „kaputt“ interpretieren – Carrigan spricht hierbei von einer „assumption of pathology“, die sich erst auflöst, wenn die Person ihre Identität als asexuell gefunden hat und daraufhin den Schluss ziehen kann, dass ihre Wahrnehmungen valide und echt sind (Carrigan, 2011, S. 471).

In den Interviews mit zehn Personen, die sich als asexuell definieren und in den USA sowie über das AVEN-Netzwerk rekrutiert wurden, stellen Mitchell & Hunnicutt (2019, S. 515) fest, dass viele der befragten Personen ihre Asexualität erst erkennen, wenn sie sich bereits in einer Partnerschaft befinden. In diesem Kontext merken die befragten Personen, dass sie eigentlich kein Interesse an einer sexuellen Beziehung zur Partnerperson verspüren. Sex zu haben vergleicht eine Person mit einem Brettspiel: „The sex was »the same satisfying experience as playing a board game... enjoyable but it wasn't, you know, anything more than that«” (Mitchell & Hunnicutt, 2019 S. 515).

Sinéad Kelleher & Mike Murphy (2022, S. 7 - 9) fassen diese ersten Schritte zur Identität als „becoming asexual“ zusammen. Darin enthalten sind für Kelleher & Murphy drei Aspekte: Zunächst „feeling different“, also das Gefühl anders zu sein, das auch andere Autor*innen festgehalten haben (Carrigan, 2011; Van Houdenhove et al., 2015), welches dann zu dem Bedürfnis führt, eine Erklärung zu finden. Dem folgt „searching for sexual identity“. Manche Befragten geben an, dass sie auf der Suche nach Erklärung bei anderen sexuellen Orientierungen zwischengestoppt sind. Zum Beispiel fragten sich asexuelle Personen anfangs, ob sie bi- oder homosexuell seien. Andere erkannten schon davor, dass es ein explizites Fehlen von sexueller Anziehung ist, das sie von anderen unterscheidet, und begannen somit eine zielgerichtete Suche nach den Gründen dafür. Bi- oder Pansexualität stellen sich auch für Winer et al. (2024) als eine Brücke zu Asexualität heraus. Winer et al. (2024) nutzten die Daten der „Asexual Community Survey 2018“ sowie qualitative Daten von Reddit sowie den AVEN-Netzwerk-Foren, um Genaueres zu diesem Zwischenschritt herauszufinden. Die „Asexual Community Survey 2018“ zeigte auf, dass sich rund die Hälfte der Studienteilnehmenden am asexuellen Spektrum zuvor einmal als bi- oder pansexuell definiert hat. Ein Grund, den Winer et al. (2024, S. 278) dafür herausarbeiten, ist, dass viele asexuelle Personen ihre scheinbar gleich starke Anziehung zu allen Geschlechtern mit Bi- oder Pansexualität erklären. Erst, wenn sie erfahren, dass Asexualität existiert, wird manchen Personen klar, dass sie sich nicht zu allen Geschlechtern gleich stark hingezogen

fühlen, sondern schlicht keine sexuelle Anziehung zu anderen, unabhängig vom Geschlecht, verspüren. Zuletzt nennen Kelleher & Murphy (2022, S. 9) noch den Aspekt „means of discovery“, also die Orte der Information, die asexuelle Menschen im Zuge ihrer Identitätsreise nutzen. Informationen werden in erster Linie online gefunden: YouTube, Tumblr-Postings und AVEN-Netzwerk sind oft erwähnte Plattformen. Zusätzlich geben Zeitungs- oder Magazinartikel oder auch Filme und Serien einen Anhaltspunkt auf der Suche nach Zugehörigkeit. Kelleher, Murphy und Su (2023) haben bestehende Literatur zum asexuellen Identitätsprozess zusammengetragen. Sie sind aus der Zusammenschau zu dem Schluss gekommen, dass es trotz der unterschiedlichen Erfahrungen asexueller Personen einen gemeinsamen, ersten Weg gibt, den es zu beschreiten gilt:

„Identification as asexual appears to follow a common trajectory that is initiated through self-questioning and confirmed through online supports such as AVEN. Moreover, these findings are indicative of the term asexuality as hidden and not commonly recognized prior to exposure to online resources.“ (Kelleher et al., 2023, S. 59)

Haben die asexuellen Personen ihre Asexualität einmal erkannt und können diese benennen, fühlen sie sich in erster Linie bestätigt und erleichtert, eine Erklärung für ihre Gefühle zu haben (Kelleher & Murphy, 2022; MacNeela & Murphy, 2015; Mitchell & Hunnicutt, 2019). Kelleher & Murphy (2022, S. 10 - 12) eruieren diesen Punkt in ihrem zweiten Prozessschritt „being asexual“. Allen voran halten sie fest, dass das Erkennen der eigenen Asexualität den Personen ermöglicht, wieder ein positiveres Selbstbild zu etablieren und ihre Andersartigkeit akzeptieren zu können. Es stellt sich genug Selbstakzeptanz ein, dass die asexuellen Personen nicht weiter so tun müssen, als würden sie sexuelle Anziehung verspüren, um gesellschaftliche Anerkennung zu finden und sich „normal“ zu fühlen. Trotz der mehrheitlich positiven Reaktion auf das innere Coming Out, dass auch Pádraig MacNeela & Aisling Murphy (2015) bereits festgehalten haben, vermerken sie, dass es nicht durchgängig als positiv wahrgenommen wird. Eine Person setzt ihre Asexualität mit einer Behinderung für das eigene Leben gleich, die die Person im Leben einschränkt. Eine andere Person erzählt, dass sie Asexualität wie eine nervige Begleiterscheinung im Leben wahrnimmt und gerne sexuelle Anziehung verspüren würde (MacNeela & Murphy, 2015, S. 804).

Amanda L. Mollet (2020) interviewte College-Studierende in den USA, die sich selbst als asexuell identifizieren, und fasst die bisher beschriebenen Aspekte und die Interviewergebnisse der Identitätsfindung in einem Modell zusammen, welches sie „Asexual Student Expatiation (ASE) Model“ nennt (Mollet, 2020, S. 194). Das Modell besteht aus drei Ebenen: „Gaining Awareness of Asexuality“, „Identifying with Asexuality“ und „Reconciling Asexuality“ und zeigt auch die Wechselseitigkeit in der Etablierung von Sexualität sowie Außeneinflüsse auf, die auf die Erfahrungen der asexuellen Studierenden einwirken.

Im ersten Schritt geht es in Mollets ASE darum, dass die Studierenden allonormativen Strukturen unterliegen, die sie anhand ihrer eigenen Gefühle und Erfahrungen zunehmend in Frage stellen, während gleichzeitig das Wissen über Asexualität zunimmt. Die Studierenden beschreiben in den Interviews zum Beispiel, dass sie in Gesprächen mit Gleichaltrigen über Liebe und Sex/Sexualität ihre Unterschiede zu anderen merken. Mit „Searching for Meaning“ gibt Mollet der Suche nach einer Erklärung fürs Anders-Sein, die – wie bereits ausgeführt – auch viele andere Forschende (Carrigan, 2011; Van Houdenhove et al., 2015; Kelleher & Murphy, 2022) als wichtigen Schritt eruiert haben, einen Überbegriff (Mollet, 2020, S. 196 - 197). Als eine wesentliche Erkenntnis zeigt sich in der Studie, dass es von dem Wissen über Asexualität kein Zurück gibt: „[...] once students gain awareness of asexuality, they can no longer return to an unconscious acquiescence“ (Mollet, 2020, S. 198). Diesem ersten Kontakt folgt im ASE für die Personen die Möglichkeit, sich dieser neu gefundenen Identität anzunehmen, was es möglich macht, die eigene Vergangenheit und die eigene Zukunft neu zu denken – abgekoppelt von verinnerlichten, allonormativen Strukturen (Mollet, 2020, S. 198). Durch dieses Neudenken können sich asexuelle Personen im letzten Schritt des Modells („Reconciling Asexuality“) mitsamt ihrer neu-gefundenen Identität im allonormativen System neu positionieren. Viele asexuelle Personen lernen ihre Sexualität nicht mehr als diagnostizier- und heilbare Krankheiten wahrzunehmen und gehen offensiv mit ihrer Sexualität nach Außen, indem sie andere über Asexualität aufklären und Sichtbarkeit schaffen. Andere Personen kämpfen mit Fragen wie „bin ich wirklich asexuell?“ oder „bin ich asexuell genug?“, weil Asexualität eingelernte Strukturen infrage stellt und das mit Schwierigkeiten verbunden sein kann (Mollet, 2020, S. 199 - 200).

Insgesamt zeigen die Interviews mit asexuellen Studierenden auf, dass diese viel Stärke und Resilienz aufbringen müssen, um sich ihrer Asexualität in einem System, das diese Identität weitgehend unsichtbar macht, anzunehmen. Das bringt Mollet (2020) wie folgt auf den Punkt:

„Throughout their journey of identity development, asexual students demonstrate resilience, self-awareness, creativity, and brilliance. They engage time and labor during the cognitive process of understanding themselves while also developing strategies to thrive in spaces that were not meant for them. They persisted despite the omnipresence of allonormativity.” (S. 204)

Zusammengefasst zeigen die bisherigen Forschungsvorhaben zum Identitätsfindungsprozess von asexuellen Personen auf, dass der gemeinsame Nenner die Andersartigkeit ist. Sie steht am Beginn einer Identitätsreise einer potenziell asexuellen Person, die sie dazu bewegt, nach Gründen oder einer Erklärung für ihre Erfahrungen zu suchen. Diese Suche nach dem „Wieso“ führt manche auch über andere queere Identitäten, bevor sie – meist online, allem voran durch das AVEN-Netzwerk – auf Asexualität stoßen. Die Aufarbeitung vorangegangener Studien hat zwei Entwicklungsmöglichkeiten an diesem Punkt aufgezeigt: Einerseits ist es möglich, dass asexuelle Personen sich erleichtert und bestätigt fühlen und ihre Selbstakzeptanz steigt. Andererseits gibt es in manchen Studien auch Personen, die ihre Asexualität als Bürde sehen. Nichtsdestotrotz bietet die Erkenntnis der eigenen Asexualität die Möglichkeit die eigene Vergangenheit zu verstehen und eine Zukunft neu zu denken, abseits normativer Strukturen.

3.3. Asexuelles Coming Out

Wie Kelleher & Murphy (2022, S. 9) im Zuge ihrer Erörterungen zum Identitätsprozess asexueller Personen festgestellt haben, spielt das AVEN-Netzwerk eine wesentliche Rolle, wenn es darum geht, Informationen zu Asexualität zu finden und sich im Community-Umfeld über Asexualität auszutauschen. Die Befragten ihrer Studie beschreiben das AVEN-Netzwerk als ein Zusammenschluss an Menschen, die ihre Erfahrungen verstehen: „[...] participants described AVEN as a »community of people who understood« their sexual and romantic identities [...]“ (Kelleher & Murphy, 2022, S. 9). AVEN wird von den Befragten als Community beschrieben. Das gibt ihnen ein Gefühl

der Zugehörigkeit und hebt ihre Asexualität aus dem Status des sich-kaputt-Fühlens heraus (Kelleher & Murphy, 2022, S. 11).

AVEN und das Internet identifizieren auch Robbins et al. (2016, S. 756) als integralen Teil der Identitätsfindung sowie in weiterer Folge des Coming Outs. In der Studie wurden 169 Personen über asexuelle Online-Communitys rekrutiert, die sich selbst als asexuell identifizieren und in Folge eine Online-Umfrage ausfüllten (Robbins et al., 2016, S. 753). Für das Coming Out der befragten Personen ist das Internet auf verschiedene Arten relevant: Manche Befragten trauen sich nur auf den Online-Community-Plattformen ein Coming Out zu haben, in denen sie anonym auftreten können. Andere nutzen die Plattformen als Informationsquelle für ihr soziales Umfeld, indem sie den Link weiterschicken können und so die Auf- und Erklärungsarbeit von sich auf das Internet verlagern. Auch Social Media kann von Relevanz sein, um einem Coming Out in persona zu entgehen: „By posting about asexuality on Facebook in lieu of face-to-face contact, individuals can represent their orientation while avoiding the stress and potential negative outcome of more direct communication” (Robbins et al., 2016, S. 757).

Wie auch andere Forschende zuvor, insbesondere im Bereich der Forschung rund um Homosexualität, haben Robbins et al. (2016, S. 757 - 759) sich daran versucht, ein beschreibendes Modell für den Prozess vom Beginn der Identitätsfindung bis zu Coming Out zu erstellen. Sie beschreiben sechs Schritte: Den Beginn macht 1) „Identity Confusion“, worunter die Autor*innen das Gefühl des Anders-Seins und die fehlende Erklärung dafür fassen, nicht zuletzt auch deshalb, weil Asexualität gesellschaftlich wenig bekannt ist (Robbins et al., 2016, S. 757 - 758). Dieser Startpunkt deckt sich auch mit anderen Studien, die „ich bin anders“ als Ausgangspunkt für die Identitätsfindung identifiziert haben (Carrigan, 2011; Kelleher & Murphy, 2022; Van Houdenhove et al., 2015). Darauf folgt 2) „Discovery of Terminology“. Robbins et al. (2015, S. 758) definieren damit eine neue und für Asexualität einzigartige Stufe im Vergleich zu den Prozessmodellen zu anderen queeren Identitäten, bedingt durch die „Unsichtbarkeit“ der Sexualität. Hier vermerken die Autor*innen auch die mehrfach festgehaltene Wichtigkeit von Online-Communitys, die als Anlaufstelle auf der Suche nach Information dienen (Kelleher & Murphy, 2022; Robbins et al., 2016). In der nächsten Stufe 3) „Exploration and Education“ sind laut den Analysen der Autor*innen Online-Plattformen immer noch wesentliche Anlaufstellen, um Informationen zu beschaffen und in einem

weiteren Schritt in Kontakt mit der asexuellen Community zu treten. Diese Stufe sehen die Forschenden früher im Prozess platziert als sie in beispielweise dem Stufenmodell von Cass (1979; siehe Kapitel 2.2.1) der Fall ist, da der Kontakt zur Community ein wesentlicher Bestandteil des Findens und Definierens der Asexualität ist. Darauf folgt 4) „Identity Acceptance and Salience Negotiation“ (Robbins et al., 2016, S. 758): Asexualität wird in diesem Schritt als Identität akzeptiert und angenommen. Auch verändernde Auswirkungen auf das eigene Leben werden zunehmend wahrgenommen. Stufe 5) ist das „Coming Out“: Für asexuelle Personen kann diese Stufe eine Frage von Authentizität als ein Muss sein, da Asexualität – vor allem im Vergleich zu Homosexualität, die durch gleichgeschlechtliche Partnerschaften sichtbar wird – unsichtbar(er) gelebt wird. Zuletzt folgt 6) „Identity Integration“: Selbstakzeptanz und Stolz zur eigenen Identität nehmen zu und auch die Spannweite des asexuellen Spektrums und ihrer Unterformen wird ausgelotet (Robbins et al., 2016, S. 758 - 759). Kelleher et al. (2023, S. 61) stellen fest, dass die Literatur eine gewisse Ähnlichkeit zu den homosexuellen Identitätsmodellen von Cass (1979; siehe Kapitel 2.2.1) aufzeigt: Die ersten Stufen in Cass Modell sind „Identity Confusion“ und „Identity Comparison“. Die Forschung rund um Asexualität zeigt klar auf, dass das Gefühl der Andersartigkeit und der Vergleich mit Gleichaltrigen in Bezug auf sexuelles Interesse ein Ausgangspunkt für die Identitätsbildung asexueller Personen darstellt. Dem folgt, dass asexuelle Personen – zumindest in den meisten Fällen – ihre Sexualität verinnerlichen, sich positiv geprägte Selbstakzeptanz einstellt und die Personen Verbindung in die Community suchen. Diese Erkenntnisse setzen Kelleher et al. (2023, S. 61) mit der dritten („Identity Acceptance“) und vierten („Identity Pride“) Stufe im Modell von Cass (1979) gleich.

Das asexuelle Spektrum bietet eine Bandbreite an Formen und Ausprägungen von Asexualität (siehe Kapitel 2.1), aber auch andere Formen von Anziehung werden in der Community diskutiert. Auch darin sieht Mollet (2020, S. 201) die Stärke der Online-Community: Sie bietet den suchenden Personen ein Lexikon zu verschiedenen Identitäten, damit sich asexuelle Personen darin orientieren und die passendste und genaueste Beschreibung ihrer eigenen Erfahrungen finden können. Es werden Typen von Anziehung (sexuelle, romantische, etc.), Art der Anziehung (demisexuell, greysexuell, etc.) und die Ausrichtung der Anziehung (bi, pan, homo, etc.) getrennt voneinander betrachtet. Carrigan (2011, S. 467 - 468) stellt fest, dass Asexualität oft als „umbrella

term“, also Überbegriff, in der Community verwendet wird, welcher es ermöglicht, darunter die eigenen Erfahrungen zu diskutieren und einen gemeinsamen Nenner zu finden, von dem aus einer Diskussion starten kann. Gleichzeitig verdeckt der Überbegriff die Bandbreite an unterschiedlichen Erfahrungen und kann sie somit unsichtbar machen. Carrigan (2011, S. 468) filtert einige Begriffe aus den geführten Interviews heraus, die verschiedene Identitätsformen beschreiben: demisexuell, sex-averse, heteroromantisch, etc. und versucht sich auch an der Beschreibung von einzelnen Labels: „Demisexuals experience sexual attraction as a consequence of romantic attraction but not independently of it. [...] Grey-a is a catch-all term which refers to those who fall in the perceived grey area between sexual and asexual“ (Carrigan, 2011, S. 470). Auch Mitchell & Hunnicutt (2019, S. 805) interpretieren fehlende sexuelle Anziehung, also Asexualität in ihrer gängigen Hauptdefinition, als gemeinsamen Nenner von asexuellen Personen, sehen aber auch die vielen verschiedenen Formen, die Asexualität annehmen kann: „[...] a number of sub-identities [are] possible. Asexuality was a flexible self-identification, compatible with a range of relationship preferences, from companionate, enduring relationships to a preference for being aromantic, or any position across this spectrum“ (Mitchell & Hunnicutt, 2019, S. 805).

Wenngleich die unterschiedlichen Ebenen von Identität von den asexuellen Personen selbst konkret benannt werden können, stellt Mollet (2020, S. 201) fest, dass sich oft eine Aufspaltung zwischen der eigenen, inhärenten Identität und der sozialen, äußeren Identität einstellt. Gemeint ist damit, dass asexuelle Personen eine genaue Benennung ihrer Identität(en) haben, diese aber nach Außen oft nicht vollständig kommunizieren. Zu ähnlichen Erkenntnissen kommen auch Winer et al. (2024, S. 279 - 280). Sie stellen fest, dass asexuelle Identitäten komplexe Konstrukte sind: „[...] a great deal of this openness toward using multiple labels for one’s sexuality centers on an understanding of attraction as multifaceted, including sexual, romantic, esthetic, and other types of attraction“ (Winer et al., 2024, S. 279). Dieses komplexe Konstrukt erleichtern sich asexuelle Personen damit, dass sie ihre innere Identität von ihrer äußeren ablösen. Sie sprechen von asexuellen Personen, die sich nach außen als bi-, homo- oder heterosexuell definieren, auch wenn das mit ihrer eigentlichen Identität als asexuell nicht übereinstimmt (Winer et al., 2024, S. 280). Gründe für diese gespaltene Identität sind beispielsweise das Vermeiden von Aufklärungsarbeit oder andere nicht verwirren zu

wollen, insbesondere, wenn sie von Asexualität noch nie gehört haben (Mollet, 2020, S. 201; Winer et al., 2024, S. 280).

3.3.1. Motive für oder gegen ein Coming Out

Im Falle der gesplitteten Identitäten entscheiden sich die asexuellen Personen für ein Coming Out. Einige Studien haben sich in den letzten Jahren damit beschäftigt, bei welchen Personen(-gruppen) für asexuelle Personen ein Coming Out infrage kommt und welche Gründe asexuelle Personen für oder gegen ein Coming Out nennen.

Eine jüngst publizierte Studie zu diesen Fragestellungen stammt von Emily Devlin und ihren Kolleg*innen aus dem Jahr 2025. Sie begründen die Relevanz des Themas, wie schon Robbins et al. (2016), damit, dass die Forschung rund um Asexualität immer noch an Größe vermisst und dass der Identitäts- und Coming Out-Prozess von asexuellen Personen sich anders zu gestalten scheint als beispielsweise in Bezug auf Homosexualität. Die Studie umfasst Interviews mit 14 Personen, die sich selbst als asexuell identifizieren und über asexuelle Facebook-Gruppen und AVEN rekrutiert wurden (Devlin et al., 2025, S. 1241 - 1243). Die Interviews haben ergeben, dass alle Studienteilnehmenden zumindest einer Person in ihrem Umfeld von ihrer Asexualität erzählt haben. Dadurch ist grundsätzlich abzuleiten, dass Coming Outs für asexuelle Personen eine übliche Erfahrung sind, wenngleich die Interviews auch aufzeigen, dass jede Person zumindest einer Person in ihrem Umfeld ihre Asexualität vorenthält. Dadurch gilt es anzunehmen, dass ein Coming Out jedes Mal aufs Neue eine individuelle und spezifische Einzelentscheidung ist (Devlin et al., 2025, S. 1248). Die größte Zahl der Befragten (92,2%) haben ein Coming Out bei ihren Freund*innen, die wenigsten (21,4%) bei Arbeitskolleg*innen. Den Eltern erzählen knapp 80% der Befragten von ihrer Asexualität, den Geschwistern 67%. Im erweiterten Familienkreis ist die Coming Out-Rate am niedrigsten: Mehr als 70% der Befragten erzählen dieser Personen-Gruppe nicht von ihrer Asexualität. Romantische Partnerpersonen werden in den meisten Fällen über Asexualität informiert. Besonders auffällig sind die Ergebnisse in Bezug auf medizinisches Personal und Ärzt*innen: Einerseits erzählen rund 71% der Befragten ihren Ärzt*innen von ihrer Asexualität, gleichzeitig zählt diese Personengruppe zu den Gruppen, denen mitunter am öftesten die Information vorenthalten wird (Devlin et al., 2025, S. 1244). Die Entscheidung im medizinischen Kontext ein Coming Out zu haben ist demnach eine sehr individuelle und wird in jedem Einzelfall neu getroffen – diese Entscheidung fällt entlang mehrerer Fragen, die sich asexuelle Personen selbst

stellen: Inwiefern ist es notwendig und wichtig, dass die Ärzt*innen über die Asexualität Bescheid wissen? Ist es für mich sicher mich in dem spezifischen Rahmen zu outen (Devlin et al., 2025, S. 1248)?

Die Gründe sich für ein Coming Out zu entscheiden sind vielfältig. Devlin et al. (2025, S. 1245 - 1246) analysieren, dass ein Coming Out für asexuelle Personen zu den Menschen möglich scheint, zu denen eine enge emotionale Verbindung besteht und bei welchen die Erwartung einer positiven Reaktion auf das Coming Out gegeben sind. Für einige Studienteilnehmende ist ein Coming Out auch eine Frage von Offenheit – sie wollen ihre Identität nicht verstecken und der Antrieb zur Authentizität ist stärker als die Angst vor negativen Reaktionen. Manchmal, wie im Falle von Ärzt*innen, ist der Grund auch pragmatischer Natur, um unangenehmen Fragen zu beispielsweise dem eigenen Sexualverhalten zu entgehen. Zuletzt definieren Devlin et al. (2025, S. 1246) noch einen Aspekt, den sie „Relationship Negotiation“ nennen: Asexuelle Personen entscheiden sich zum Coming Out um beispielsweise aufzuzeigen, dass sie kein Interesse an einer sexuellen Partnerschaft haben. Auch Robbins et al. (2016, S. 753 - 754) beschäftigen sich mit den Motiven, die für ein Coming Out sprechen. 84% der 169 befragten Personen haben zumindest einer Person von ihrer Asexualität erzählt. Ein Grund dafür ist, dass sie darin die Hoffnung sehen, dem gesellschaftlichen Druck eine Partnerperson zu finden und intimen Fragen zu ihrem Datingleben zu entkommen. Ähnlich wie in der Forschung von Devlin et al. (2025) eruieren Robbins et al. (2016) bereits rund 10 Jahre früher den Wunsch nach Authentizität und zu-sich-Stehen als Motivatoren zum Coming Out. Dieser steht in Abhängigkeit dazu, wie wichtig den asexuellen Personen ihr Identitätsmarker als asexuell ist: „[...] the more central asexuality was to personal identity, the more likely participants seemed to come out as asexual“ (Robbins et al., 2016, S. 754). Für manche asexuellen Personen in dieser Studie ist die Freude, endlich ihre Identität gefunden zu haben und benennen zu können, der Grund, sich zu outen. Dieser Moment wird von vielen als Befreiungsschlag aus ihrer eigenen Pathologisierung zelebriert (Carrigan, 2011, S. 471; Robbins et al., 2016, S. 754).

Den Motivatoren für ein Coming Out stehen die Gründe gegenüber, die asexuelle Personen dazu bewegen, sich gegen ein Coming Out zu entscheiden. Dazu zählen die Sorge vor negativen (emotionalen) Reaktionen sowie die Sorge vor Zurückweisung oder davor, nicht ernstgenommen zu werden. Diese Sorgen sind vor allem bei Personen

groß, die in einem politisch-konservativem Umfeld leben. Manche Personen haben darüber hinaus die Angst, dass sich bestimmte Beziehungen durch das Coming Out negativ verändern könnten – beispielsweise, dass die Partnerperson daraufhin die Beziehung beendet. Aufklärungsarbeit ist ein nicht unwesentlicher Aspekt eines asexuellen Coming Outs und damit auch ein relevanter Motivator für manche Personen, ihre Asexualität für sich zu behalten (Devlin et al., 2025, S. 1246 - 1247). Kelleher & Murphy (2022, S. 17) beschreiben, dass manche Menschen regelrecht Angst vor einem Coming Out haben und sich gegebenenfalls dagegen entscheiden, sich zu outen: Einerseits, um keine Zurückweisung zu erfahren, und andererseits, weil sie sich nur in der asexuellen oder queeren Community sicher genug fühlen, um ihre Identität preiszugeben. Gleichzeitig gibt es in der Analyse von Kelleher & Murphy (2022, S. 17 - 18) auch ein Phänomen, dass sie „selective disclosure“ nennen: Anhand von subjektiven Markern wie Vertrauen oder dem richtigen Zeitpunkt machen manche asexuelle Personen fest, ob sie ein Coming Out in Betracht ziehen oder nicht. Für manche erscheint es schlichtweg nicht relevant oder notwendig genug, ihre Asexualität mit anderen Personen zu teilen. „selective disclosure“ findet sich auch bei Robbins et al. (2016, S. 754) wieder, besonders im Kontext einer romantischen Partnerschaft wird Asexualität demnach kommuniziert, um Konflikte vorzubeugen und die Beziehung den Bedürfnissen nach gestalten zu können. Wie auch Kelleher & Murphy (2022) stellen Robbins et al. (2016, S. 755) fest, dass manche asexuelle Personen es für irrelevant halten, ihre Identität mit anderen zu teilen. Dazu kommt Angst vor Zurückweisung oder Missverständnissen im Zuge des Coming Outs als wesentlicher Grund, warum von einem Coming Out abgesehen wird (Robbins et al., 2016, S. 755).

3.3.2. Reaktionen auf das Coming Out

Auf ein Coming Out folgt die Reaktion der Menschen, denen sich asexuelle Personen mit ihrer Identität öffnen. Diese Reaktionen können, wie ein Blick in die Forschung zeigt, eine ganze Bandbreite an Formen annehmen: Sie können positiv ausfallen, negativen Gegenwind erzeugen oder gleichgültig sein.

MacNeela und Murphy (2015, S. 802 - 804) beschreiben, dass asexuelle Personen ganz grundsätzlich einem Stigma begegnen, das aus der gesellschaftlichen Unwissenheit rund um Asexualität rührt. Das kann dazu führen, dass den asexuellen Personen ihre Sexualität abgesprochen wird, man ihnen nicht glaubt oder sie pathologisiert werden. Dazu zählt, dass ihnen Erkrankungen unterstellt werden oder ihnen gesagt

wird, sie würden „late bloomer“, also Spätzünder*innen, in Bezug auf ihre Sexualität sein (MacNeela & Murphy, 2015, S. 803). MacNeela und Murphy (2015, S. 803) analysieren drei Wege, wie Dritte die Asexualität leugnen: 1) Asexualität wird als verdeckte Homosexualität umgemünzt, 2) „angry disbelief“, wenn die Reaktion beispielsweise der Vorwurf ist, von der asexuellen Person über ihre Sexualität belogen zu werden und 3) das Coming Out wird ignoriert und sei nie passiert. Für die asexuellen Personen kann das schwerwiegende Folgen auf ihr Selbstbild haben, da sie ständiger Rechtfertigung ausgeliefert sind und sich und ihre Sexualität immer wieder erklären müssen. Nicht selten ist die Folge, dass sie ihre Asexualität nicht (mehr) mit anderen teilen (MacNeela & Murphy, 2015, S. 803 - 804).

Auch Robbins et al. (2016) haben ähnliche Erkenntnisse gewonnen: Viele asexuelle Personen erleben negative Reaktionen auf ihr Coming Out. Ihnen wird ihre Sexualität nicht geglaubt oder schlichtweg abgesprochen. So beschreibt eine Person, dass deren Freund*innen Asexualität nicht als „richtige“ Sexualität wahrgenommen haben. Eine andere gibt ihre Erfahrung wieder, dass ihr prophezeit wurde, die richtige Person könnte ihre fehlende Libido sozusagen retten (Robbins et al., 2016, S. 756). Wenig neue Einblicke gewinnen Kelleher und Murphy (2022), auch sie zeigen auf, dass negative Reaktionen ein oft inhärenter Bestandteil von asexuellen Coming Outs sind. Zu den bereits von anderen Forschenden genannten negativen Reaktionen, stellen Kelleher und Murphy (2022, S. 15) noch in den Raum, dass asexuellen Personen ihre Asexualität aufgrund von traumatischen Vorerfahrungen negiert wird. Beispielsweise haben Studienteilnehmende wiedergegeben, dass manche Personen ihnen zuschreiben durch körperliche oder sexuelle Übergriffe asexuell geworden zu sein.

Reaktionen können, den bisherigen Studien zufolge, negativ ausfallen und somit auch negative Folgen für die asexuellen Personen und ihr Selbstbild haben. Gleichzeitig berichten aber auch viele als asexuell geoutete Personen von positiven Erfahrungen im Coming Out. Beispielsweise erfahren sie Unterstützung, Respekt und Akzeptanz – auch, wenn Unwissenheit zu Asexualität besteht, wie ein Zitat in der Studie von Kelleher & Murphy (2022, S. 16) zeigt: „[...] »overall, the experience has been positive. Everyone has been supportive and even if they didn't really understand what it meant, they have never tried to convince me out of it«“. Ein ähnliches Bild zeichnen auch Robbins et al. (2016, S. 756), denn auch die Studienteilnehmenden dieser Forschung

berichten von positiven Reaktionen, die von Unterstützung bis Freude für die asexuelle Person reichen.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass asexuelle Personen auch von legeren Reaktionen berichten, die mit Gleichgültigkeit, bis Desinteresse gleichzusetzen sind. Die Erfahrung machen Personen beispielsweise, wenn andere bereits angenommen haben, dass die Person asexuell sein könnte (Robbins et al., 2016, S. 756). Einige Befragte gaben an, dass die Reaktion so weit desinteressiert war, dass es zwar keinen Gegenwind gab, allerdings auch nicht weiter nachgefragt wurde, was die Asexualität für die Person heißt (Kelleher & Murphy, 2022, S. 17).

3.4. Milestones

Aufbauend auf die Erkenntnisse der Forschung rund um Identitätsbildung und Coming Out asexueller Personen haben Kelleher et al. (2025) sich dem Forschungsvorhaben gewidmet, die verschiedenen Phasen (siehe Kapitel 3.2 & 3.3), die sie Milestones nennen, nach ihren Zeitpunkten abzutasten. Dafür haben die Autor*innen 317 Personen zwischen 18 und 59 Jahren, die sich selbst als asexuell identifizieren und online über Reddit und AVEN rekrutiert wurden, zu ihren Milestones befragt. Ihr Ziel war es die zeitlichen Verläufe vom Identitätsprozess festzuhalten und gegebenenfalls bestehende Unterschiede im Zeitverlauf nach bestimmten Merkmalen zu analysieren. Diese Merkmale sind Geschlecht, Alter und romantische Orientierung der Befragten (Kelleher et al., 2025, S. 564). Die abgefragten Milestones umfassten den Zeitpunkt an dem das erste Mal 1) die fehlende sexuelle Anziehung bemerkt wurde, 2) nach einer passenden (sexuellen) Orientierung gesucht wurde, 3) der Begriff Asexualität gefunden wurden, 4) die Person sich selbst als asexuell identifiziert hat und 5) ein Coming Out passiert ist (Kelleher et al., 2025, S. 561). Diese Milestones orientieren sich an den Erkenntnissen, die in vorangegangenen Studien qualitativ festgehalten wurden (Kelleher & Murphy, 2022; Mitchell & Hunnicutt, 2019; Mollet, 2020; Robbins et al., 2016; Van Houdenhove et al., 2015; Winer et al., 2024).

Die Ergebnisse zeigen, dass die jüngste Gruppe, im Alter von 18 – 29 Jahren, am frühesten ihre fehlende sexuelle Anziehung erkannt haben. Die älteren zwei Gruppen ergeben keine signifikanten Unterschiede im Alter. Ähnlich verhält es sich bei nicht-binären Personen im Vergleich zu Männern und Frauen, welche zeitlich ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Dieselben Ergebnisse zeigen sich bei der Frage danach,

wann das erste Mal nach einer Erklärung für das Fehlen von Anziehung gesucht wurde (Kelleher et al., 2025, S. 566). In den nach Geschlechtern geteilten Gruppen bleiben die Ergebnisse auch in der Kategorie „erstes Mal den Begriff Asexualität gefunden“ gleich. Anders verhält es sich in den Altersgruppen: Hier zeigen alle drei Gruppen unterschiedliche Tempi auf. Deckungsgleich sind diese Ergebnisse auch mit den letzten zwei abgefragten Kategorien nach erster Identifizierung und erstem Coming Out (Kelleher et al., 2025, S. 567).

Kelleher et al. (2025, S. 567 - 568) zeigen zusammengefasst auf, dass nicht-binäre Personen in den geschlechtergetrennten Analysen schneller die Milestones durchlaufen als Frauen oder Männer. Diese Erkenntnis öffnet, den Forschenden nach, die Tür zur Frage, ob die Distanz von nicht-binären Personen zu normativen und binären Geschlechtsbildern ihnen dabei hilft, ihre Sexualität leichter oder schneller zu hinterfragen. Bei den Milestones nach Alter getrennt zeigen sich die jüngeren Befragten als früher auf, insbesondere wenn es um ein Coming Out geht. Dazu kommt, dass die jüngere Personengruppe weit schneller von der Erkenntnis ihrer fehlenden sexuellen Anziehung dazu übergeht die Gründe dafür zu finden. Wenig zeitliche Unterschiede sind den romantischen Orientierungen zuzuordnen (Kelleher et al., 2025, S. 569). Damit geben Kelleher et al. (2025) einen weiteren und neuen Einblick in das umfassende Thema rund um Identitätsbildung und Coming Out asexueller Personen, der über das grundsätzliche Festhalten der Prozessschritte hinausgeht. Einerseits eröffnen die Ergebnisse die Möglichkeit, zeitliche Abläufe zu eruieren, wenngleich die Studie keine größeren Schlüsse auf Zeitpunkte und -abstände zulässt. Andererseits versuchen Kelleher et al. (2025, S. 561) den Blick auf unterschiedliche Subgruppen innerhalb der asexuellen Community zu schärfen.

Zusammengefasst zeigt das Kapitel einen Querschnitt an bisher erfolgter Forschungsarbeit im Bezug zu Asexualität auf. Beginnend mit der Gewissheit anders zu sein gestaltet sich der Weg asexueller Personen über eine ganze Reihe an Einzelschritten, die alle ihre eigenen Hintergründe und Herausforderungen mit sich bringen. Die Forschung zeigt den innerlichen Prozess auf und spiegelt gleichzeitig wider, welchen Einfluss das äußere Umfeld auf den Umgang der asexuellen Personen mit ihrer Identität hat. Es soll an dieser Stelle nicht unbemerkt bleiben, dass Prozessmodelle wie beispielsweise das von Robbins et al. (2016) oder Mollet (2020) einen deskriptiven Charakter haben und somit nicht die Tragweite von sehr individuellen Identitätsfindungen

abbilden können. Wie unter anderem Kelleher et al. (2023, S. 61) feststellen, zeigt ein Blick in die Forschung auch, dass diese Prozesse stark unterschiedlich aussehen können, je nach den individuellen Erfahrungen, sozialem Umfeld und der jeweiligen Sub-Identität jeder einzelnen asexuellen Person.

Dazu lässt sich abschließend feststellen, dass die Forschung zur Asexualität sich aktuell im englischsprachigen Raum beziehungsweise im englischsprachigen Kontext bewegt. Zumeist erfolgen die überwiegend qualitativen Studien mit Personen, die online für die Studien rekrutiert wurden. Der bisher gängigste Weg, um an asexuelle Personen für die Studien zu gelangen, führte die Forschenden über Online-Plattformen wie AVEN.

4. Methoden

Den Kern dieser Arbeit bilden Interviews mit Personen, welche sich selbst als dem asexuellen Spektrum zugehörig definieren und der Auswertung besagter Interviews. In diesem Kapitel wird beschrieben, wie die interviewten Personen, hier auch „Interviewees“ genannt, gefunden und wie die Interviews vor- und nachbereitet sowie geführt werden. Danach folgt ein theoretischer Einblick in die gewählte Analysemethode dieser Arbeit, die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring.

4.1. Interviews

Die Interviewvorbereitung dieser Arbeit wird im Groben von drei Fragen geleitet: Wer sind die Personen, die durch Interviews an der Beantwortung der Forschungsfrage mitwirken? Wie sind diese Personen zu erreichen? Und nicht zuletzt: Wie sind die Interviews zu führen? Neben der Beantwortung der vorliegenden Fragen, die das methodische und empirische Vorgehen dieser Arbeit leiten, ist auch der Interviewleitfaden Teil der Interviewvorbereitung.

4.1.1. Die Interviewees

Die Frage nach der Auswahl der Interviewees beantwortet sich in Grundzügen durch die Forschungsfragen (Hennink et al., 2020; Misoch, 2019): Die forschungsleitende Frage dieser Arbeit bezeichnet den gemeinsamen Nenner der Interviewpersonen darin, dass sie sich alle selbst als asexuelle Personen identifizieren und im deutschsprachigen Raum, demnach in Österreich, Deutschland und der deutschsprachigen

Schweiz, leben. Damit zeigt sich ein in sich abgeschlossenes “Feld” einer Personen-
gruppe – in diesem Fall eine Subgruppe der LGBTQIA+-Community – in welche Zu-
gang gefunden werden muss (Misoch, 2019, S. 200).

Die Interviewpersonen, die für die Forschungsfrage von Relevanz sind, sind – beson-
ders durch ihre gesellschaftliche Unsichtbarkeit bedingt – in erster Linie in Community-
Einheiten zu finden. Solche Einheiten sind beispielsweise Selbstvertretungsorganisa-
tionen, sowie deutschsprachige Online-Räume von und für asexuelle Personen, unter
anderem Discord-Server, Facebook-Gruppen oder das AVEN-Netzwerk. Andererseits
kann für die Rekrutierung passender Interviewpersonen ein Gatekeeping-Prozess vor-
teilhaft sein: Als Gatekeeper:innen im Forschungskontext werden Personen bezeich-
net, die durch ihren Status als beispielsweise Angehörige die Tür in ein geschlossenes
Feld öffnen können (Misoch, 2019, S. 201) und wertvolles Vorwissen über die zu er-
schließende Personengruppe mitbringen (Hennink et al., 2020, S. 174).

Wie die Positionierung (siehe Kapitel 1.2) der Autorin dieser Arbeit vorangestellt hat,
kann sie selbst als ehemalige Aktivistin sowie Organisationsmitglied des Vereins Ace-
AroWien und persönlicher Teil der Community als Gatekeeperin fungieren. Dabei ist
immer auf ein professionelles Setting der Interviews sowie ausreichend Distanz zur
befragten Person zu achten. Weiters stehen der Autorin Personen aus der Community
als Gatekeeper:innen zur Verfügung, um weitere Kontakte zu asexuellen Personen
aufzubauen. Bei der Auswahl der zu interviewenden Personen ist nach Möglichkeit auf
Diversität innerhalb des Samples entlang demografischer Aspekte wie Alter oder Ge-
schlecht zu achten.

Die für diese Arbeit interviewten Personen wurden überwiegend über die erweiterte
Community der AceAroWien gefunden. Der Kontakt zu den jeweiligen Interviewperso-
nen wurde auf mehreren Wegen hergestellt: Einige Interviewpersonen wurden von der
Autorin mittels persönlicher Nachricht kontaktiert, andere durch ein aktives Mitglied der
Organisation AceAroWien vermittelt. Einige der Interviewpersonen wurden bei der Vi-
enna Pride im Juni 2025 bei der Fußgruppe der AceAroWien persönlich angesprochen
und so für ein Interview rekrutiert. Eine interviewte Person wurde mittels Schneeball-
effekt durch Dritte vermittelt und steht in keinem Kontakt zur lokalen oder Online-Com-
munity. Insgesamt haben sich neun Personen für ein Interview bereit erklärt. Die Inter-
views wurden in einem Zeitraum von fünf Wochen im August und September 2025
geführt. Die Interviews dauerten zwischen 35 Minuten und 1 Stunde und 10 Minuten

und wurden auf Wunsch der jeweiligen Interviewperson entweder persönlich oder online in einem Zweiersetting zwischen der Interviewperson und der Autorin geführt.

Die Interviewees waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 22 und 50 Jahre alt. Sechs Personen wohnen in Wien, zwei in Niederösterreich und eine Person in der Schweiz. Vier Personen identifizieren sich als Frau, zwei als Mann und jeweils eine Person identifiziert sich als genderqueerer Mann, nicht-binär und a-gender. Die neun interviewten Personen wurden auch zu ihren Labels innerhalb des asexuellen und aromantischen Spektrums gefragt und haben folgende Angaben gemacht: asexuell, asexuelles und aromantisches Spektrum, asexuell und panromantisch, aroace (zwei Personen), demisexuell, asexuell und demiromantisch, grey-sexuell bzw. aegosexuell, asexuell bzw. aegosexuell und aromantisch.

Die Interviews wurden digital mit einem Handy beziehungsweise im Falle des Online-Interviews via Zoom aufgezeichnet und anschließend mit NoScribe (Dröge, 2024, o.S.) transkribiert. Im Anschluss wurden die Transkripte manuell durchgearbeitet, um Fehler zu korrigieren. Die Interviews wurden im Anschluss anonymisiert, indem Namen aus dem Transkript entfernt wurden und die Interviews willkürlich nummeriert wurden, um keinen Rückschluss auf die Reihenfolge und Zeitpunkte der Interviews zu ermöglichen. Im Analyseteil dieser Arbeit werden die interviewten Personen entsprechend der Interviewnummerierung von 1 bis 9 als Interviewee „I1 – I9“ benannt.

4.1.2. Problemzentriertes Interview

Für die Interviews in der vorliegenden Arbeit wurde auf das Modell des problemzentrierten Interviews zurückgegriffen, da es sich um eine Interviewmethode handelt, die auf subjektive Erfahrungen innerhalb eines Problemrahmens abzielt (Witzel, 2000, o.S.). Dabei gilt die Erzählung von Personen, also die Narration, als zentral. Das problemzentrierte Interview basiert auf einem induktiv-deduktiven Ansatz, der sich dadurch kennzeichnet, dass bereits thematisches beziehungsweise theoretisches Vorwissen bei der interviewenden Person gegeben ist, gleichzeitig aber auch aus den geführten Interviews neue Inputs für die nächsten Interviews generiert werden können. Damit handelt es sich in dieser Interviewform um einen iterativen Prozess, der schon während der Interviewphase ein ständiges Abgleichen von Inhalten, Daten und Erhebungen mit Vorwissen notwendig macht (Misoch, 2019, S. 71 - 72 & 75). Witzel (2000, o.S.) setzt dem problemzentrierten Interview drei Aspekte voraus: 1) Problemzentriert bedeutet in diesem Kontext, dass eine „gesellschaftlich relevante Problemstellung“ im Zentrum

der Interviews steht, die das Forschungsinteresse und weiterführend die Interviews leiten. Unter 2) Gegenstandsorientierung versteht Witzel (2000, o.S.), dass die Methode an den Untersuchungsgegenstand angepasst werden soll, das heißt, dass verschiedene Interviewformate und -techniken zum Einsatz kommen können. Weiters soll das Interview als 3) prozessorientiert verstanden werden. Das bedeutet auf Situationen, Personen und Inhalte angepasst zu agieren und dadurch ein angenehmes Gesprächsklima zu schaffen, während gleichzeitig auch die Interviews immer wieder neu strukturiert werden. Darunter fällt auch, dass ein Interviewleitfaden vor Beginn der Interviews erstellt werden kann, dann aber bei Bedarf immer wieder angepasst werden darf und soll (Misoch, 2019, S. 72; Witzel, 2000, o.S.). Für die Interviews kommen verschiedene Instrumente zum Einsatz. Zu Beginn wird ein Kurzfragebogen verwendet, der der Ermittlung soziodemografischer Daten dient und gleichzeitig einen langsamen Einstieg in die Interviews ermöglicht. Weiters wird ein Leitfaden angelegt, der die Interviews inhaltlich steuert und der Orientierung während der Interviews dienen soll, sowie in der Auswertung eine bessere Vergleichbarkeit ermöglicht. Problemzentrierte Interviews sollen jedenfalls (digital) aufgezeichnet werden, um dann mit vollständigen Transkripten in die Analyse einsteigen zu können. Zuletzt beschreiben Witzel (2000, o.S.) und Misoch (2019, S. 73) das sogenannte „Postscript“, das direkt im Anschluss an die Interviews in Form von inhaltlichen sowie kontextuellen Notizen von der Interviewperson angelegt werden kann.

Mit diesem Vorverständnis starten Interviews, die wiederum in einen narrativen, also erzählgenerierenden Teil, und einen verständnisgenerierenden Teil unterteilt werden. Dem erzählgenerierenden Teil liegt eine Einleitungsfrage zugrunde, die den Ansporn zum freien, narrativen Erzählen geben soll (Misoch, 2019, S. 73; Witzel, 2000, o.S.). Witzel (2000, o.S.) beschreibt, dem Interviewee mittels der Einstiegsfrage eine metaphorisch „leere Seite“ zur Verfügung zu stellen, die mit den Erfahrungen der Person beschrieben werden kann. In diesem Interviewteil können konkrete Nachfragen weiteres narratives Erzählen auslösen. Im zweiten Teil werden Verständnisfragen gestellt, die Widersprüche oder Unklarheiten lösen, oder mittels der „Methode des Zurückspiegels“ von Aussagen an die interviewte Person zusätzliche Reflexion auszulösen sollen (Misoch, 2019, S. 74; Witzel, 2000, o.S.). Misoch (2019, S. 75, Abb. 4.2.) visualisiert das Ablaufmodell des problemzentrierten Interviews wie folgt: Es wird Vorwissen gesammelt, ein Kurzfragebogen erstellt und die Auswahl der Interviewpersonen

getroffen. Mit einem Interviewleitfaden und einer Einstiegsfrage beginnen die Interviews, die entlang der zwei zuvor beschriebenen Interviewphasen geführt werden. Danach wird ein Postscript erstellt und es werden Rückbezüge zu Vorwissen und den daraus entstandenen Interviewfragen gezogen und Anpassungen vorgenommen, beginnend bei dem Arbeitsschritt des Kurzfragebogens. Abschließend wird eine Analyse der erhobenen Daten durchgeführt.

Diese Arbeit ist dem Ablaufmodell nach Misoch (2019, S. 75, Abb. 4.2.) gefolgt. Die Autorin hat mittels ausgiebiger Literaturrecherche Wissen aufgebaut, das im Forschungsstand (siehe Kapitel 3) festgehalten wurde. Die Interviewees wurden, wie im vorangegangenen Kapitel erörtert, aus der Fragestellung beziehungsweise dem zentralen Problem, welches die Interviews fokussieren, ausgewählt und angefragt. Die Interviews wurden vorbereitet, indem ein Interviewleitfaden erstellt wurde. Dieser dient der Autorin als Hilfsinstrument, um unter den insgesamt neun Interviews Vergleichbarkeiten herstellen zu können und sich in den einzelnen Interviews entlang des zentralen Problems zu orientieren. Weiters war auch zu erwarten, dass sich Interviewees mit der offenen Gesprächssituation des problemzentrierten Interviews im ersten Schritt und/oder durch die Intimität des Themas überfordert fühlen. In diesem Fall kann der Interviewleitfaden auch ein unterstützendes Hilfsmittel darstellen. Im Leitfaden wurden auch Notizen zu organisatorischen Dingen gemacht, welche für die Interviewees von Relevanz sind und nicht vergessen werden sollten – beispielsweise, dass die Interviews anonymisiert in der Masterarbeit verarbeitet werden. Dem folgte der Kurzfragebogen zu den soziografischen Daten (Alter, Vorname, Labels innerhalb des asexuellen Spektrums sowie Geschlecht und bevorzugte Pronomen). Anschließend wurde die eigentliche Einstiegsfrage gestellt, die den narrativen Teil der Interviews eröffnen soll: *Kannst du dich noch erinnern, als du zum ersten Mal von Asexualität gehört hast? Wann und wo war das? Magst du mir von da an deine Geschichte erzählen?*

4.1.3. Interviewleitfaden

Nach der Einstiegsfrage folgen weitere Fragen im Leitfaden, die spezifisches Nachfragen ermöglichen. Strategisches Nachfragen wird nicht zuletzt notwendig sein, um sich der Beantwortung der Forschungsfragen annähern zu können (Dannecker & Englert, 2014, S. 156). Der spezifizierende Leitfaden ist in drei thematische Blöcke unterteilt: Der erste Teil fokussiert das Finden von Asexualität sowie den Prozess der Identifizie-

rung mit Asexualität. Im zweiten Teil werden Erfahrungen zum Coming Out thematisiert. Zuletzt wird im Teil drei noch die Rolle der Community im Selbstverständnis der Interviewees abgefragt. Wie von Witzel (2000) beabsichtigt ist auf jeden individuellen Interviewprozess eingegangen worden. So sind die Interviews auf Wunsch der Teilnehmenden entweder digital oder in Person durchgeführt worden. Ort und Uhrzeit sind im Einzelgespräch mit den Interviewees vereinbart worden. Ein Interview wurde außerdem im Gehen geführt, um auf die Bedürfnisse der interviewten Person einzugehen.

Nach den ersten ein bis zwei Interviews sowie auch im weiteren Prozess haben sich sowohl neue Fragen als auch spezifische Fokuspunkte ergeben, die im Interviewleitfaden handschriftlich vermerkt wurden. Beispielsweise wurden Markierungen vorgenommen, um den Fokus auf Fragen zu legen, die sich mit den Interviews als – für die Forschungsfragen – relevanter herausgestellt haben als anfangs angenommen. Weiters wurden zusätzliche (Unter-)Fragen etabliert. Zum Beispiel blieb im anfänglichen Interviewleitfaden medizinisches Personal als mögliche Personengruppe im Coming Out unberücksichtigt, stellte sich aber in mehreren Interviews als sehr wichtige Zielgruppe heraus, die folglich in den Leitfaden aufgenommen wurde.

4.2. Inhaltsanalyse

In dieser Arbeit lehnt sich die Analysemethode an den Ausführungen von Philipp Mayrings Werk "Qualitative Inhaltsanalyse – Grundlagen und Techniken" an, das 2022 in der 13. Auflage erschienen ist. Um die Analysemethode, wie sie in dieser Arbeit umgesetzt wurde, beschreiben und erklären zu können, wird vorweg die qualitative Inhaltsanalyse in Kürze erläutert. Mayring (2022, S. 11) hält beginnend fest, dass es eine abschließende Definition der qualitativen Inhaltsanalyse kaum geben kann. Die Analysemethode wird immer wieder neu definiert und ausgelegt. Dennoch gibt der Autor einen Überblick über die Kriterien, die in seinem Verständnis zentral für eine qualitative Inhaltsanalyse sind (Mayring, 2022, S. 12 - 13): Das Analysematerial der qualitativen Inhaltsanalyse ist eine Form der Kommunikation, welche bearbeitet werden soll. Dieses Material liegt als Protokoll und „festgeschrieben“ vor, sprich in Form von beispielsweise Bildern oder Texten. Bei der Analyse dieser Materialien geht die Inhaltsanalyse systematisch vor und arbeitet sich entlang vorab festgelegter Regeln daran ab. So soll das Analyisierte auch nachträglich für Dritte nachvollziehbar bleiben. Darüber hinaus

definiert Mayring die qualitative Inhaltsanalyse als theoriegeleitet: "[Die qualitative Inhaltsanalyse] analysiert ihr Material unter einer theoretisch ausgewiesenen Fragestellung; die Ergebnisse werden vom jeweiligen Theoried Hintergrund her interpretiert [...]" (Mayring, 2022, S. 13). Zusammengefasst geht es darum Kommunikationsmaterial entlang festgelegter Kriterien zu durchleuchten und mit bereits bestehendem Vorwissen, im Falle dieser Arbeit entsprechend des Forschungsstandes (siehe Kapitel 3), abzugleichen.

Mayring (2022) beschreibt Schritt für Schritt, wie eine solche Analyse verläuft. Sie beginnt mit der Festlegung des Ausgangsmaterials für die Analyse, wie dieses Material entstanden ist und in welcher Form dieses Material vorliegt (Mayring, 2022, S. 53 - 54). Im Falle der vorliegenden Arbeit dienen die zunächst auditiv aufgenommenen und anschließend schriftlich transkribierten Interviews als protokolliertes Analysematerial. Anschließend ist es wichtig die Richtung der Analyse zu bestimmen, also was herausgefunden werden möchte – beispielsweise über die Wirkung des Textes, den Gegenstand des Textes oder über die textverfassende Person (Mayring, 2022, S. 57). Mayring (2022, S. 59) betont weiters, dass die Fragestellungen klar an den bereits bestehenden Forschungsstand (siehe Kapitel 3) angeknüpft sein sollen, um als „theoriegeleitet“ zu gelten. In dieser Arbeit werden die Interviews herangezogen, um die forschungsrelevanten Fragen zu beantworten, die einerseits auf die prozesshaften Erfahrungen der interviewten Person abzielen und andererseits auch ein Abbild des Gemütszustands während des Prozesses schaffen. Für das Ziel dieser Arbeit erscheint die strukturierende Inhaltsanalyse sinnvoll, da sie sich darauf beruft, das bestehende Material entlang bestimmter Merkmale zu durchsuchen und bestimmte Aspekte sichtbar zu machen (Mayring, 2022, S. 66).

Welche Aspekte sichtbar gemacht werden sollen, ist Teil der eigentlichen Analysearbeit, wenn die bisher bearbeiteten Fragen geklärt sind und das Material bereits besteht. Es müssen Analyseeinheiten festgelegt werden, welche aus drei Aspekten bestehen: 1) Die Kодиereinheit, also der kleinste analyse-relevante Textteil, 2) die Kontexteinheit bestimmt den größten analyse-relevanten Textteil, 3) die Auswertungseinheit legt die Reihenfolge der Auswertung fest. Die Kодиereinheit in dieser Arbeit ist ein solches Kommunikationselement (ein Wort oder ganzer Satz), welches Inputs zu einer Kategorie bietet. Als Kontexteinheit muss ein ganzes Interview verstanden werden, da

es durch das Thema naheliegend erscheint, dass verschiedene – auch zeitlich getrennte – Gesprächsmomente in Zusammenhang stehen. Diesen Analyseeinheiten liegt ein Kategoriensystem zugrunde, welches zwischen Material und Theorie beziehungsweise Forschungsstand zu eruieren ist. Sind die Kategorien einmal erstellt müssen sie laufend ergänzt und überprüft werden (Mayring, 2022, S. 60). Das Kategoriensystem in dieser Arbeit entsteht in einem Zusammenspiel aus deduktiver Kategorienbildung, in anderen Worten werden die Kategorien vor Durchsicht des eigentlichen Materials gebildet, und induktiver Kategorienbildung, also durch das Material entstehende Kategorien (Mayring, 2000, o.S.).

Aus den Forschungsfragen und dem bearbeiteten Forschungsstand (siehe Kapitel 3) ergeben sich mehrere deduktiv festgelegte Kategorien. Diese werden von Unterkategorien erweitert, die sich teils aus dem Interviewmaterial und teils aus dem bearbeiteten Forschungsstand ergeben:

- 1) Prozess zur Asexualität
 - a) Finden von Asexualität
 - b) Annehmen von Identität
 - c) Gefühle und Befinden im Prozess
 - i) Vor Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität
 - ii) Nach Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität
 - d) Infoquellen für Asexualität
 - i) Was ist Asexualität?
 - e) Normative Einflüsse
 - f) Community im Identitäts- und Coming Out-Prozess
- 2) Coming Out: Ja oder nein?
 - a) Gründe für Coming Out
 - b) Gründe gegen Coming Out
 - c) Coming Out bei welchen Personen(-gruppen)?
- 3) Reaktionen auf Coming Out
 - a) Negative Reaktionen
 - b) Positive Reaktionen
 - c) Neutrale Reaktionen
 - d) Auswirkungen der Reaktionen

Ausgehend von den festgelegten Kategorien werden die Interviewtranskripte zunächst durchgelesen, um relevante von irrelevanten Themenkomplexen zu unterscheiden. Anschließend folgen mehrere Runden der Materialdurchsicht, um die Kategorien innerhalb des Materials zu kodieren. Danach wird das kodierte Material geordnet und in Themenkomplexen bearbeitet, verschriftlicht und zuletzt entlang der Forschungsfragen durch bereits bestehende Forschung kontextualisiert. Die oben angeführten Codes dienen dazu, die Forschungsfragen beantworten zu können. Dabei sind die Codes unter der Nummer 1 hauptsächlich für die Hauptforschungsfrage relevant. Für die erste Unterforschungsfragen werden vorrangig die Codes 1a, c und f sowie Kode 3 angewendet. Die zweite Unterforschungsfrage wird mittels der Codes 2 beantwortet werden. Die Kodierung erfolgte im Zuge dieser Arbeit computergestützt mit dem Programm MAXQDA (VERBI Software, 2021).

5. Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der für dieser Arbeit geführten Interviews entlang der kodierten Segmente dargelegt und besprochen. Dabei werden die Ergebnisse in drei Teilkategorien geteilt, die der Beantwortung der vorliegenden Forschungsfragen dienen sollen: Prozess zur asexuellen Identität, Coming Out und Reaktionen auf das Coming Out.

5.1. Prozess zur asexuellen Identität

Der Weg zur asexuellen Identität ist komplex, sehr individuell und immer ein Prozess, der durchlaufen werden muss, um die Identität annehmen zu können. Folgend wird dieser Prozess in zwei grobe Abschnitte unterteilt: Das Finden von Asexualität, welches auch als Kennenlernprozess zwischen der Person und der Identität interpretiert werden kann. Und das Annehmen von Asexualität als die eigene, tiefpersönliche Identität.

5.1.1. Finden von Asexualität

Der Identitätsprozess findet laut den überwiegenden Erkenntnissen in der bisherigen Forschung rund um Asexualität seinen Startpunkt für viele asexuelle Personen in der Feststellung, anders zu sein (siehe Kapitel 3.2). In den vorliegenden Interviews lassen sich grob zwei Wege zum Finden von Asexualität feststellen. Einerseits decken sich

die Erfahrungen von zwei interviewten Personen mit den bisherigen Forschungsergebnissen, die ihr Anderssein festgestellt und daraufhin die Suche nach einer Erklärung aufgenommen haben. Andererseits steht diesem sehr kontrollierten Weg zur Asexualität eine andere Variante gegenüber: Sieben Personen haben davon eher aus Zufall erfahren und sich im Nachgang mit der eigenen Zugehörigkeit zur Identität auseinandergesetzt. Beide Wege sollen hier abgebildet werden.

Den Anfang macht der in der Forschung weitgehend bekannte Weg, der davon ausgeht, dass Personen bereits einen Unterschied zu anderen Menschen festgestellt haben und sich daraus motiviert auf die Suche nach einer Erklärung begeben: *„Ich hab aktiv gesucht im Internet nach Asexualität. Und da hab [ich] zuerst einmal die Symptome reingeschrieben, also ich interessiere mich nicht für sowas und so“* (12).

Die Person hat den Prozess des Findens zwei Mal gestartet. Beim ersten Mal war Asexualität online als Krankheit beschrieben, was den Prozess schnell unterbrochen hat. Wie bisherige Forschung zeigt, ist das Außen einflussreich auf den eigenen Identitätsprozess, beispielweise im Coming Out-Prozess. So weit ist diese Person nicht gekommen, wenngleich sich ein ähnlicher Mechanismus abzeichnet: Die Person hat sich offen-interessiert auf die Suche nach einer Erklärung für die eigenen Erfahrungen gemacht, welche im Internet – das als digitales Abbild der Gesellschaft verstanden werden könnte – als etwas Schlechtes und Krankhaftes abgestempelt wurde. Das beeinflusst das eigene Selbstbild negativ und kann zu Problemen im Selbstbild führen. Der Interviewee hat dieser Interpretation wenig Raum gegeben und sich davon abgekoppelt. Andere Personen versuchen sich „heilen“ zu lassen, was langfristig zu einem enormen Leidensdruck führen kann (siehe Kapitel 3.2).

Ein wenig später hat die Person die Suche nochmal aufgenommen und weniger pathologisierende Erkenntnisse finden können. Die Beschreibung von fehlender sexuellen und/oder romantische Anziehung zu anderen Personen, unabhängig ihres Geschlechts, als „Symptome“ kann wiederum pathologisierend wirken, ist im Falle der Person aber eher als Selbsteinschätzung im historischen Hintergrund dieser ersten Recherchewelle einzuordnen. Jedenfalls aber lässt sich interpretieren, dass die Person zum Zeitpunkt der zweiten Recherche die eigenen Erfahrungen immer noch nicht als queere Identität verstanden haben dürfte. Dieser Fall zeigt, dass es durchaus möglich ist, eine gewisse Andersartigkeit zu erkennen, ohne entsprechenden Vorwissen zu Asexualität zu haben. Die Anlaufstelle für die Person war das Internet, was fast

deckungsgleich mit allen anderen Erfahrungen interviewter Personen in dieser Arbeit sowie mit Erkenntnissen aus vorausgegangener Forschung ist.

Die restlichen sieben Interviews im Zuge dieser Arbeit zeigen ein überwiegend von diesem Weg abweichendes Kennenlernen von Asexualität, das bis zu einem gewissen Grad auf Zufall basiert. Darin unterscheidet sich die mehrheitliche Erfahrung in diesem Forschungsprojekt von den überwiegenden Erkenntnissen in der bisherigen Forschung, die wie bei Interviewee 2 von einer aktiven Identitätssuche aufgrund fühlbarer Andersartigkeit ausgehen. Ein plakatives Beispiel dafür, dass sich nicht alle asexuellen Personen ihrer Identität selbstständig annähern, folgt aus der Erfahrung einer Person, die im Gespräch mit einem Freund auf Asexualität angestoßen wurde:

„Irgendetwas hab ich gesagt, woraufhin er mir geantwortet hat mit »das klingt doch sehr asexuell«. Und ich hab ihn gefragt, was er damit meint und dann hat er mir halt so kurz erklärt, was, wieso das für ihn so klingt. Dann hab ich das für mich selbst begonnen zu researchen, weil das hat mich interessiert, wieso schätzt er mich so ein. Und da bin ich im Endeffekt darauf gekommen: Hey, er hat eigentlich voll recht.“ (15)

Was die Erfahrungen von Interviewee 5 besonders macht, ist, dass die Person davon berichtet, selbst keine Unterschiede zu anderen Personen bei sich festgestellt zu haben. Das könnte sich beispielsweise darauf zurückführen lassen, dass in der Freundesgruppe der befragten Person *„Sexualität und Beziehungen [...] nie ein Gesprächsthema“* (15) waren. Dennoch zeigte sich der Input eines Freundes als wegweisend für einen Identitätsprozess, der bis dahin noch keinen Anstoß gefunden hatte.

Auch andere Interviewees dieser Arbeit berichten von eher zufälligen Begegnungen mit dem asexuellen Spektrum. Beispielsweise über Freundschaften oder Social Media. Interviewee 7 beschreibt, dass YouTube eine wesentliche Rolle im Finden der Selbstidentität gespielt hat: *„[...] es ist so dieser, dieser verstörende Moment, wo der YouTube-Algorithmus irgendwie mehr über einen selbst weiß, als man selbst“* (17). Ähnlich verlaufen ist es auch bei Interviewee 8: *„Es ist erst viel später, erst fünf Jahre später für mich relevant geworden eigentlich. [..., ich] bin dann da über Tumblr wieder drauf gestoßen und hab dann damit gespielt mit Asexualität, Aromantik [...]“* (18).

Diese beiden Zitate zeigen spannende Aspekte auf: Einerseits sind beide Personen aus Zufall auf einen Begriff gestoßen, den sie dann in einem weiteren Schritt aktiv für

sich bearbeitet haben. Andererseits berichten Interviewee 8 und andere befragte Personen davon, dass sie oft schon einige Zeit davor von Asexualität gehört hatten, aber nicht immer sofort ein persönlicher Bezug zur Asexualität hergestellt wurde. Im Falle von Interviewee 8 war zum Zeitpunkt des ersten Berührungspunktes eine romantisch-sexuelle Beziehung gegeben, weshalb eine Zuordnung zu Asexualität für die Person aus eigener Sicht nicht logisch gewesen wäre.

In der bisherigen Forschung ist der Aspekt von Zufälligkeit weitgehend unberücksichtigt geblieben, wenngleich er von enormer Bedeutung ist: Asexualität und ihr Spektrum sind oft so unsichtbar und unbekannt, dass nicht einmal Community-zugehörige Personen den Zugang dazu selbstständig finden beziehungsweise finden können. Für viele Befragte war das Wissen einer anderen Person oder der Zugang zu entsprechendem Wissen auf beispielsweise Social Media wesentlich daran beteiligt, dass eine Selbstfindungsprozess überhaupt möglich war. Damit stellt sich die Frage: Hätten die interviewten Personen Asexualität als Eigenidentität ohne das Multiplikator*innenwissen im Internet oder im Freundeskreis überhaupt gefunden? Oder hätte sich der Identitätsprozess nur verzögert?

Die Erfahrungen der interviewten Personen zeigen klar, dass Information gegeben sein muss, um sich seinem Selbst annähern zu können. Während das Ziel für die meisten asexuellen Personen ist, eine stabile Identität zu finden und zu etablieren, beginnt der Prozess nicht für alle auf dieselbe Weise. Für manche Personen ist es eine bewusste Entscheidung, die eigene Andersartigkeit einordnen zu wollen, andere wiederum stolpern, sozusagen, über den Begriff Asexualität und vertiefen aus bewusstem oder unbewusstem persönlichem Interesse ihr Wissen dazu. Aus den Erfahrungen der befragten Personen kristallisiert sich jedenfalls klar heraus, dass Wissen über Identitäten und Labels wichtig ist und einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden muss. Letztlich kann auch das Wissen einer Person, die selbst der Gruppe asexuellen Personen nicht angehört, einen wesentlichen Beitrag zur Selbstfindung einer anderen Person leisten. Mediale Repräsentation ist beispielsweise ein hochrelevanter Aspekt, um mehr Sichtbarkeit und Wissen schaffen zu können. Bisher gibt es dahingehend, den Berichten der befragten Personen zufolge, vor allem Informationen auf Social Media, beispielsweise X (ehemals Twitter), Tumblr und YouTube sowie Online-Foren wie AVEN, unter der Voraussetzung, dass man den Weg dahin findet.

5.1.2. Annahmen von Asexualität

Sind die befragten Personen einmal über den Begriff Asexualität gestolpert, beginnt ein sehr individueller Prozess, diesen Begriff zur eigenen Identität werden zu lassen. Dieser Prozessteil kann als inneres Coming Out verstanden werden. Aus den Interviews lassen sich verschiedene Teilaspekte des inneren Coming Outs eruieren: Zuerst wird Asexualität als sexuelle Orientierung recherchiert und hinterfragt. Das hilft asexuellen Personen zu verstehen, was Asexualität und ihr Spektrum bedeuten und wie sie sich innerhalb dessen selbst einordnen können. Dem folgt der Moment der eigentlichen Identitätsannahme. Diesem Moment folgt eine neugewonnene Freiheit, die eigenen Erfahrungen neu zu interpretieren. Nicht zuletzt lassen sich aus den Interviews auch Veränderungen im Umfeld der Interviewees entlang des inneren Coming Outs festmachen.

Besonders die Personen, die ihre von der Norm abweichende Wahrnehmung von sexueller und/oder romantischer Anziehung zum Zeitpunkt des ersten Kontakts mit dem Begriff Asexualität noch nicht oder nur in Grundzügen bemerkt haben, berichten von einem längeren Rechercheprozess. Beispielsweise folgende Interviewperson:

„Ich habe mir einfach viele Berichte von Leuten angehört oder irgendwelche Erfahrungen, äh, mit denen ich mich mehr und mehr identifizieren konnte und dann auch angefangen zu recherchieren. Und es war dann relativ schnell klar, dass es eigentlich sehr vieles erklärt, weil ich hatte so diesen klassischen Weg von »ja, I don't care, es interessiert mich einfach noch nicht« zu »vielleicht bin ich einfach bi, weil mich irgendwie alle Geschlechter so ein bisschen gleich wenig interessieren«. Zu dem Moment (..) Ich glaube, ich habe mir nicht nur eingebildet, dass ich irgendwie weniger interessiert bin an Leuten in sexueller oder romantischer Hinsicht als andere.“ (17)

Was sich in diesem Zitat zeigt, ist, dass den asexuellen Personen fehlende bis wenig sexuelle und/oder romantische Anziehung – besonders im jungen Alter – oft nicht aktiv auffällt. Manche Personen, wie Interviewee 7 und bestehende Forschung (siehe Kapitel 3) aufzeigen, interpretieren ihre eigenes Nicht-Interesse an anderen Personen unabhängig vom Geschlecht oft als bisexuelle Tendenzen. Das kann auch darauf zurückzuführen sein, dass Bisexualität gesellschaftlich bekannter ist als Asexualität und somit über mehr Sichtbarkeit verfügt. Jedenfalls aber ist Interviewee 7 aufgefallen, dass das

Interesse an allen Geschlechtern gleich ist, wenn es auch noch den Anstoß der Recherche rund um Asexualität gebraucht hat, um das gleiche Interesse als gleichermaßen fehlendes Interesse einordnen zu können.

Ähnlich wie Interviewee 7 erlebt auch Interviewee 9 den Prozess als intensive Auseinandersetzung mit dem asexuellen Spektrum und der Frage, was dieses überhaupt bedeutet oder nicht bedeutet:

„[...] asexuell hab ich schon mal gehört gehabt, aber für mich war das so ur furchtbar irgendwie so, du bist gar nicht fähig irgendwie dann eine Beziehung zu führen, eine normale, und Sex zu haben und so, war so in meinem Kopf drinnen. Dieses Bild, asexuelle Menschen können keinen Sex haben. Und das macht sich ja die Beziehung kaputt, das war zuerst so. Und dann hab ich halt begonnen nachzulesen und hab halt festgestellt, dass es eigentlich gar nicht so ist und dass das auch so ein Spektrum ist [...] Und dann war das halt gar nicht mehr so schlimm. Und dann hat's eigentlich relativ schnell Klick gemacht.“ (I9)

Diese Person beschreibt also nicht nur, dass sie sich mit den eigenen Gefühlen rund um Sexualität und romantischen Beziehungen auseinandersetzen musste, sondern zusätzlich auch innere Vorurteile überwunden werden mussten. Diese Person befand sich zum beschriebenen Zeitpunkt in einer Beziehung. Vor diesem Hintergrund sind die Ängste, aufgrund einer möglichen Asexualität vielleicht die Beziehung nicht weiterführen zu können, nachvollziehbar. Eine tiefgehende Recherche war im Falle von Interviewee 9 also nicht nur notwendig, um Asexualität und ihr Spektrum im Allgemeinen zu verstehen, sondern auch um sehr präsente Ängste von Verlust und „kaputt sein“ abzubauen. Das Zitat zeigt, wie wichtig es für die Person war, sich die Zeit für diese Recherche zu nehmen, denn so war die eigene Identifizierung als asexuell möglich, unabhängig von bestehenden Beziehungen oder dem Wunsch nach einer solchen.

Interviewee 9 spricht davon, dass es nach der intensiven Auseinandersetzung damit, was das asexuelle Spektrum bedeutet und dass die eigene Identität nicht mit Beziehungsunfähigkeit gleichzusetzen ist, „Klick“ gemacht hat. Dieses Wording wird im Rahmen dieser Arbeit übernommen, um diesen Klick-Moment auch für andere befragte Personen beschreibbar zu machen. Beispielsweise beschreibt eine befragte Person, dass es für sie nie eine Debatte gegeben hat, ob Asexualität der richtige Begriff sein

könnte: „[...] das mit der Asexualität ist für mich eigentlich ziemlich klar. Für mich persönlich. Ich weiß, dass es da unterschiedliche Erfahrungen gibt. Aber so wie ich es erlebe, wie ich es erfahre, ist es eigentlich ziemlich klar“ (I1).

Dieses Beispiel zeigt, dass nicht alle asexuelle Personen gleich intensiv an ihren Vorurteilen oder Ängsten arbeiten müssen, um ihre Asexualität richtig einschätzen zu können. Der Bericht dieser Person lässt auf einen sehr schnellen Klick-Moment schließen, der über weniger andere sexuelle Orientierungen gegangen ist, bevor Asexualität als Identität angenommen wurde. Auch wenn sich der Klick-Moment bei diesen drei Personen unterschiedlich schnell eingestellt hat und alle drei Beispiele andere Hürden am Weg dahin aufzeigen, sind sie ihn alle erfolgreich gegangen. Gleichzeitig ist auch zu erwähnen, dass die hier befragten Personen alle erfolgreich zum Klick-Moment haben kommen müssen, um Teil dieses Forschungsprojekts zu sein. Wie ein Blick in die Forschung rund um Coming Out-Prozesse bereits aufgezeigt hat, kann es allerdings zwischen dem Kennenlernen der Identität und dem Klick-Moment schon zum Abbruch des Identitätsprozesses kommen (siehe Kapitel 2.2 & 3.2). Ein Beispiel dafür hätte Interviewee 2 sein könnten, wenn diese Person sich nicht nach den ersten pathologisierenden Internetinformationen rund um Asexualität ein weiteres Mal dazu bereit gefühlt hätte, die Recherche wieder aufzunehmen.

Ist diese erste inhaltliche Einordnung von Asexualität einmal abgeschlossen, berichten einige Interviewees davon, dass sie schon gemachte Erfahrungen neu einordnen können, wie beispielsweise diese befragte Person erzählt:

„[Das war] eben ein langer Prozess, um dorthin zu finden und, dass mir das dann rückwirkend viele Dinge in meinem Leben erklärt hat, warum ich eben reagiert habe so in einer Situation oder wie es zu Sachen gekommen ist oder was irgendwie unangenehm war für mich oder sowas.“ (I3)

Dieses Zitat spezifiziert nicht genauer, welche Situationen für die Person unangenehm waren oder welche Reaktionen in welchen Situationen gemeint sind. Allerdings lassen sich aus den Interviews verschiedene Schwierigkeiten herauslesen, die Personen vor ihrem inneren Coming Out als asexuell gehabt haben: Beispielsweise beschreibt eine Person im frühen Jugendalter nicht gern ausgegangen zu sein, um mögliche Flirtversuche abzuwenden (I6). Ähnlich beschreibt es eine weitere Person im Interview, welche im ländlichen Umfeld aufgewachsen ist und oft lieber zuhause blieb, als mit

Freund*innen auszugehen: „[...] ich war nirgends dabei, weil ich habe auch keinen Alkohol getrunken, zumindest kein Bier und keinen Wein. [...] da pass ich halt auch nicht wirklich rein, wenn es nur ums Trinken oder Beziehungen geht“ (14). Andere Personen berichten wiederum von Fragen nach möglichen Partner*innen aus dem familiären oder freundschaftlichen Umfeld. Das neue Verständnis für die eigene Identität bildet damit eine Grundlage, bereits Erlebtes neu zu verstehen. Allen voran zeigen sich wenig bis kein Interesse an Dating, Beziehungen und/oder sexuellen Kontakten in den Interviews als gängige Gründe, bestimmte Situationen zu vermeiden oder ein gewisses Unwohlsein zu verspüren. Mögliche Interpretationen davon können sein, dass eine fehlende Anziehung für die Personen lange nach außen hin nicht erklärbar ist, bis die asexuelle Person ihre Asexualität als solche benennen kann. Gleichzeitig kann es dazu kommen, dass Personen sich selbst pathologisieren. Jedenfalls aber zeigt die bisherige Forschung klar, dass eine asexuelle Identität zu einem normalisierten Verständnis des Selbst beiträgt und das Selbstbewusstsein steigert (siehe Kapitel 3). Das ist auch aus den vorliegenden Interviews herauszulesen, wie dieses Zitat beispielhaft zeigt: „[...] ich wollte ja quasi meine sexuelle Lust und sowas steigern, durch Medikamente und so, und das hat halt nicht funktioniert. Und ich war so: Warum nicht? Und, dann war das so, okay, das ist normal, es ist in Ordnung“ (19).

Nicht zuletzt lassen sich schon in diesem Prozessschritt erste Einflüsse auf das soziale Umfeld festmachen, wie diese Person im Interview feststellt:

„[...] das Label selber macht nicht viel. Aber allein schon die Community und das Ganze, wenn man dieses Jahr auf vier Prides war und so viele Leute gekannt hat und so, wenn man die ganze Zeit irgendwie auf Stammtisch in seiner Stadt geht oder in Wien plötzlich ein Sozialleben hat, das man vorher nicht kannte, dann hat das irgendwas zum Positiven verändert. (...) Und wenn nicht 99 Prozent der Freunde nur im Internet vorkommen, sondern auch im realen Leben.“ (12)

Bei dieser Person lassen sich Rückschlüsse auf ein kleines bis kaum vorhandenes soziales Netz vor dem Identitätsprozess ziehen. Es wird nicht weiter darauf eingegangen, inwiefern die Asexualität dieser Person darauf Einfluss genommen hat. Anderen bereits erwähnten Zitaten zufolge vermeiden manche asexuelle Personen vor ihrem Coming Out beispielsweise soziale Kontexte, die sie mit Partner*innensuche oder Flirting konfrontieren könnten. Das kann im weitesten Sinne auch Einfluss auf das soziale

Umfeld haben, indem es zum Rückzug der asexuellen Person kommt, um unangenehme Situationen zu vermeiden. Das Zitat zeigt aber auch eindeutig auf, dass der eigene Selbstwert durch die Identität und dem damit neu entstehendem sozialen Umfeld gesteigert werden kann, auch wenn die Person klar aufzeigt, dass nicht der Begriff Asexualität allein einen neuen Menschen aus ihr macht. Dennoch ist der Einfluss des bisher durchlaufenen Identitätsprozess nachhaltig. Interviewee 2 benennt diese Entwicklung als „positiv“ und verweist auf eine aktive Teilnahme an sozialen Kontexten, die sich im queeren Rahmen verorten lassen.

5.1.3. Befinden im Prozess

Nachdem jetzt geklärt ist, wie die befragten asexuellen Personen sich ihrer sexuellen Identität annähern, ist es spannend zu sehen, wie es asexuellen Personen damit geht. Dafür werden im Folgenden zwei zeitliche Aspekte beleuchtet: Das Befinden der befragten Personen vor ihrem Identitätsprozess zur Asexualität und das Befinden danach. Relevant wird dabei sein auch herauszufiltern, was hinter den jeweiligen Gefühlen steckt und wie sich das Befinden über den soeben beschriebenen Prozess hinweg entwickelt.

Zusammenfassend lässt sich aus den Interviews herauslesen, dass sich das allgemeine Befinden der befragten Personen über das innere Coming Out hinweg im Regelfall verbessert, wie I8 beispielhaft darlegt: *„[...] das war dann für mich schon eine längere Entwicklung von, am Anfang war schon mehr Anxiety da, bis hin, dass ich dann einfach so war: Naja, kann mein Leben auch so managen, aber das war dann auch ein Prozess von mehreren Jahren“*. Anxiety kann hier als Begriff für Angst und Unsicherheit verstanden werden, welche vielschichtige Gründe im Prozess zu Asexualität haben kann. Jedenfalls aber deckt sich die Erfahrung der Person mit den Ergebnissen anderer Studien, die von enormer Resilienz im Prozess zur asexuellen Identität sprechen (siehe Kapitel 3.2).

5.1.3.1. Vor Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität

Vor dem ersten Kontakt mit Asexualität hat diese Arbeit bereits festgestellt, haben viele der Befragten ihr fehlendes sexuelles/romantische Interesse nicht nennenswert bemerkt. Dennoch lassen sich retrospektiv für viele Befragte bestimmte emotionale Zustände feststellen. Einer dieser Zustände lässt sich als Wartemodus beschreiben: *„Und bevor dieser Begriff so in mein Leben gekommen ist, war das eher der Gedanke, ja gut, ist halt jetzt so, wird schon noch kommen“* (I1). Dieses Zitat zeigt, dass die befragte

Person zu diesem Zeitpunkt davon ausging, dass sich das sexuelle Interesse noch einstellt. Ein viel genutzter Begriff dafür, der sich in der Forschung und den Interviews finden lässt, ist „Spätzünder*in“. Diese Zuschreibung wird, wie bisherige Forschungen festgestellt haben, vor allem von außen auf asexuelle Personen projiziert, um ihre Asexualität als etwas zeitlich Begrenztes und Veränderbares zu beschreiben (siehe Kapitel 3). In diesem Fall ist das keine Reaktion auf ein äußeres Coming Out, sondern beschreibt den wartenden Zustand einer jungen Person, die in einer von *compulsory sexuality* und *Amatonormativität* (siehe Kapitel 2.3 & 2.3.1) geprägten Gesellschaft gelernt hat, dass alle Menschen sexuelle Anziehung verspüren würden.

Gleichzeitig kann dieser Wartemodus auch negative Gefühle befeuern, beispielsweise indem es zu sozialem Rückzug kommt (siehe Kapitel 5.1.2), um, unter anderem, Flirtingversuchen zu entgehen. Eine Person beschreibt, dass es oft schon zu unangenehmen Gefühlen gekommen ist, wenn jemand Beziehungen angesprochen hat: *„Es hat vorher irgendwie immer eine Art von persönlicher Krise ausgelöst, wann auch immer ich mit dem Thema Beziehungen konfrontiert war“* (I6). Wie diese Krisen für die Person ausgesehen haben, wird nicht weiter spezifiziert. Dennoch lässt sich heraushören, dass diese Zeit der Ungewissheit durch andere Erfahrungen zu negativen emotionalen Erfahrungen geführt hat, wie dieselbe Person im weiteren Interviewverlauf feststellt: *„[...] auch, dass ich sehr lange irgendwie gewusst habe, es gibt etwas, als dass ich mich outen muss oder outen werde, aber ich kann es nicht festmachen“* (I6). Damit zeigt sich, dass dieser Person aus den emotionalen Krisen heraus früh gespürt haben muss, dass sich etwas von ihren Mitmenschen unterscheidet. Die negativen Emotionen haben sich also in dieser Ungewissheit manifestiert. Mögliche Auslöser für diese Krisen lassen sich in anderen Forschungen finden (siehe Kapitel 3): Peers beginnen Beziehungen einzugehen und sprechen über ihre ersten sexuellen Erfahrungen, während die asexuelle Person keinen Zugang zu dem Thema hat. Das kann Angst und Druck auslösen, Gefühle, die sich ohne entsprechende Einordnung nicht auflösen lassen.

5.1.3.2. *Nach Erstkontakt mit dem Begriff Asexualität*

Nachdem der Erstkontakt zum Thema Asexualität passiert ist und der Identitätsprozess zunehmend fortschreitet, ändern sich negative emotionalen Reaktionen auf das Anderssein für die meisten befragten Personen in eine positive Richtung. Ausschließlich bei einer Person im gesamten Interviewsample lässt sich darauf schließen, dass die emotionale Veränderung eher als „neutral“ bewertet werden kann:

„Die Asexualität hat, glaube ich, nicht besonders viel mit mir gemacht, weil ich dann gemerkt habe (.) ich hab einfach nur dann gemerkt für mich: Okay, sexuelle Anziehung hab ich nicht so, für mich ist für Sex anders relevant als sexuelle Anziehung. Und das war dann für mich, also das (.) da ist nicht so viel mit mir passiert.“ (I8)

Die Interviewperson hatte ihre Sexualität also schon für sich eingebettet und geklärt, bevor sie ihre Identität als asexuell bezeichnen konnte. Das war vermutlich dadurch möglich, dass diese Person sich schon vor dem inneren Coming Out in sexuell aktiven Beziehungen befunden hat. Während das in diesem Sample eher die Ausnahme ist, ist in der Forschung bekannt, dass manche Personen ihre Asexualität erst im Rahmen einer Beziehung erkennen lernen (Mitchell & Hunnicutt, 2019, S. 515). Für manche asexuellen Personen führt das zu krisenähnlichen Zuständen, weil sie Angst haben ihre Beziehung zu verlieren. Andere Personen wie Interviewee 8 haben wiederum ihre Sexualität auf ihre Weise leben gelernt und stören sich nicht an der fehlenden sexuellen Anziehung (siehe Kapitel 3 & 5.1.2).

Weit häufiger sind positive emotionale Entwicklungen aus den Erfahrungen der Interviewees herauszulesen. Die interviewten Personen sprechen von abfallendem Druckgefühl, Erleichterung und steigendem Selbstbewusstsein: *„[...] ich glaube, es war dann zuerst wahrscheinlich einfach irgendwie Erleichterung oder so ein bisschen auch (.) Ich glaube, es war auch so ein bisschen Druck da, der sich dann aufgelöst hat“ (I7).* Auch das Gefühl „falsch“ zu sein, lässt in den Erfahrungen der Personen nach, wenn sich der innere Identitätsprozess langsam legt: *„Das war eine wahnsinnige Erleichterung für mich, diesen Begriff zu haben, zu wissen, okay, das ist voll okay so. Ich bin nicht weiß Gott wie grauslich oder abnormal oder sonst irgendwas“ (I1).*

Wie vorangegangene Forschungsvorhaben ebenfalls aufgezeigt haben (siehe Kapitel 3), löst sich für viele asexuelle Personen eine Form der Selbstpathologie auf, wenn sie

ihre eigenen Erfahrungen lernen als asexuellen Identität einzuordnen. Einerseits eröffnet der Begriff Asexualität eine Erklärung für Erfahrungen, die sich vor allem von Gleichaltrigen oft unterscheiden. Andererseits eröffnet die neu gefundene asexuelle Identität die Möglichkeit, sich von eingelernten gesellschaftlichen Normen rund um Beziehung und Sexualität abzukoppeln. Mit diesen positiven identitätsbildenden und emotionalen Entwicklungen setzt für die befragten Personen auch ansteigendes Selbstbewusstsein ein. Davon berichten die Interviewees vor allem im Zusammenhang damit, dass sie neue Leute kennenlernen, die ihre Erfahrungen teilen und mit welchen ein Austausch über das asexuelle Spektrum in ihren Ähnlichkeiten und Unterschieden möglich ist. Gemeinsame Erfahrungen sind ein starkes Bindeglied zwischen Personen in der asexuellen Community, auch wenn die Erfahrungen mit Sexualität und Beziehung in der Regel individuell sind.

Diesen positiven Einfluss durch das Kennenlernen Gleichgesinnter unterstreichen zwei Interviewees: *„Es gibt auch andere Menschen, die sich so fühlen oder so ähnlich fühlen wie du“* (19). Interviewee 9 stellt in diesem Satz klar, dass es eine gemeinsame Basis gibt, von der aus über das asexuelle Spektrum gesprochen wird, auch wenn die Gefühle und Zugänge für jede Person etwas anders sind. *„Die positiven Seiten sind eindeutig die Community, was man kennenlernt dadurch“* (12). Klar zeigt sich, dass das Eintreten in die Community sich allein dadurch, dass Personen mit ähnlichen Erfahrungen kennengelernt werden können, positiv auf den Identitätsprozess auswirken kann. Viele der Befragten beschreiben, dass sich im Prozess der Identitätsfindung neue Freundschaften ergeben haben, die ihren sozialen Kreis erweitert haben, während nur wenige davon sprechen, alte Freundeskreise verloren zu haben.

Ein weiterer Aspekt, den mehrere Befragte im Interview nennen, ist, dass ihre eigene Queerness schon peripher Thema war, bevor sie selbst ihr Coming Out hatten: *„Weil ich habe mich sehr lange schon als Queer-Ally identifiziert, ohne zu wissen selber, dass ich queer bin, ja. Auch das hat irgendwie total dann Sinn ergeben, auf einmal so: Ja, okay, es ist mein Thema, es ist nicht einfach irgendein Thema, ja“* (13). Dieses Zitat zeigt, wie wichtig es ist, die richtige Sprache für die eigenen Erfahrungen zu finden (siehe Kapitel 3.2). Queerness ist ein komplexes Konstrukt mit verschiedenen Identitäten und gerade eine asexuelle Identität zu finden ist aufgrund ihrer weitgehenden Unbekanntheit und damit einhergehenden Unsichtbarkeit sehr schwierig. Umso verständlicher ist die stark verspürte Erleichterung, die aus den Interviews hervorgeht.

Zusammengefasst lassen sich aus den Interviews mehrere positiven Aspekte aus dem inneren Coming Out schließen: Gesteigerter Selbstwert, klareres Verständnis für das eigene Sein und bisherige Erfahrungen, weniger Druck durch soziale Normen, eine Erweiterung des sozialen Umfeldes und die eigene queere Identität annehmen zu können.

Trotz der positiven Entwicklungen für die befragten Personen, sind auch Aspekte genannt worden, die eher als belastend wahrgenommen werden. Beispielsweise werden heteronormative Einflüsse im familiären oder freundschaftlichen Kontext als belastend wahrgenommen. Ein anderer belastender Aspekt, der von einer kleinen Zahl der Befragten erwähnt wurde, die sich in Beziehungen befinden oder sich diese wünschen, ist die Sorge, keine Partnerperson zu finden, die die Asexualität akzeptieren kann: „*Wie viele Leute wollen in einer Beziehung sein, in der das kein Teil der Beziehung ist?*“ (I5). Zuletzt beschreiben ein paar der Befragten, dass die fehlende mediale und gesellschaftliche Sichtbarkeit beziehungsweise Repräsentation sie traurig oder wütend macht. Die Zahl an – vor allem fiktionalen – Medien wie Serien, Bücher oder Filmen, die sich mit Asexualität beschäftigen, sind den Erfahrungen der Befragten nach gering. Die Freude über die Medien, die das Thema aufnehmen, ist groß und löst gleichzeitig Trauer aus, weil es davon sichtlich wenig gibt.

Wie schon erwähnt, überwiegen die positiven Erfahrungen im Identitätsprozess, die starke Auswirkungen auf ein positiveres Selbstbild der befragten Personen haben. Gleichzeitig gibt es einige Aspekte, die die Personen als belastend wahrnehmen, sich insgesamt aber eher als externe Einflüsse interpretieren lassen. Zusammengefasst geht es dabei um gesellschaftliche Erwartungen und fehlende Repräsentation. Nur eine von neun Personen beschreibt ihr inneres Coming Out als asexuell als neutrale Entwicklung: Diese Person befindet, dass die Asexualität wenig Einfluss auf ihr Selbstverständnis genommen hat.

5.1.4. Infoquellen für Asexualität

Wie die Forschung rund um asexuelle Identitätsbildung (siehe Kapitel 3.2) sowie diese Arbeit bisher festgestellt hat, sind das Finden von dem richtigen Label und die Recherche, was Asexualität bedeutet, ein wesentlicher Schritt hin zur eigenen Identität. Ohne das Finden vom passenden Begriff, kann dieser – in logischer Konsequenz – nicht als Identität angenommen werden. Da die meisten Studien in dem Bereich aus dem englischsprachigen Kontext kommen, ist es an dieser Stelle besonders spannend zu eruieren, woher asexuelle Personen im deutschsprachigen Raum ihre Informationen rund um Asexualität bekommen und ob beziehungsweise inwiefern sich Unterschiede zur englischsprachigen Community abzeichnen.

Aus den vorliegenden Interviews lässt sich zusammenfassen, dass der Erstkontakt mit Asexualität für viele Personen online passiert. In manchen Fällen ist online nicht das erste Mal, dass Personen von Asexualität hören, aber das Internet dient als erste Anlaufstelle, um sich mit dem Begriff und Thema vertraut zu machen. Bei der Frage, wo die Personen ihre Informationen zu Asexualität gefunden haben, erzählt eine folgendes: *„Das war sicher online. Ich habe mich vor allem über YouTube sehr mit dem Thema beschäftigt, aus dem Munde der Betroffenen. Da gibt es ja einige Influencer, die out and proud sehr viel darüber sprechen, wie es so ist“* (I1). Aus dem Zitat geht hervor, was sich in der überwiegenden Zahl der Interviews abzeichnet: Recherche passiert online – dort gibt es Informationen und dort können die Personen ihren Prozess in Ruhe und für sich starten. Allen voran deshalb, weil asexuelle Personen dort ihre Erfahrungen teilen und so für andere Personen, die sich im Prozess im inneren Coming Outs befinden, zur Verfügung stellen. Die Personen, die ihre Erfahrungen online teilen, benennt Interviewee 1 als „Influencer*innen“, also Personen, die einen aktiven und für die Öffentlichkeit gedachten Social Media Auftritt betreiben.

Insgesamt ist für die befragten Personen Social Media einer der wesentlichsten Anlaufstellen für Informationen rund um Asexualität: *„[...] vielleicht auf Twitter damals, oder vielleicht auf Tumblr, es war auf jeden Fall online, [...] Reddit hab ich auch eben (.) Meme-Channels gefunden“* (I4). Die Bandbreite an Social Media Kanälen, die Informationen für diese Person zugänglich gemacht hat, ist groß. Auch YouTube ist von vielen der Befragten als Social Media Plattform, die hilfreich für die Recherche war,

erwähnt worden. Eine Person hat die Erfahrung gemacht, dass der YouTube-Algorithmus sie mit Videos zu Asexualität überhäuft hat, was sie als „*verstörenden Moment*“ (I7) beschrieben hat: „*[YouTube hat] mir dann mehr und mehr Videos angezeigt von irgendwelchen Leuten, die da über ihre a*spec-Erfahrungen geredet haben [...]*“ (I7). Diese Erfahrung lässt darauf schließen, dass der Algorithmus von Social Media Seiten enormen Einfluss auf die Informationsbeschaffung der asexuellen befragten Personen nimmt: Üblicherweise bekommen Personen auf Social Media vermehrt Inhalte zu Themen angezeigt, an denen sie interessiert sind und welche sie demnach länger konsumieren. Daraus entsteht eine Sogwirkung, die eine vertiefende Auseinandersetzung mit Themen möglich macht – und es fast verunmöglicht, den entsprechenden Inhalten zu entkommen.

Neben Social Media wird noch eine zweite Anlaufstelle für die Online-Recherche genannt: „*[Recherchiert habe ich] sehr viel am AVEN-Forum. Das war eigentlich das, das Größte*“ (I5). „Das Größte“ kann sich in diesem Fall darauf beziehen, dass das AVEN-Forum das umfangreichste und meistgenutzte Online-Forum ist, das ausschließlich von der asexuellen Community genutzt wird. Auch andere Befragte geben an, dass sie dort zum Thema fündig geworden sind. Manche waren stille Beobachtende, andere haben aktiv in den Foren gepostet. Zumeist ist auch für die befragten deutschsprachigen Communitymitglieder das englische Forum die gängige Anlaufstelle, wenngleich es auch ein deutschsprachiges Forum von AVEN (www.aven-forum.de) gibt. Dieses wurde im Zuge der vorliegenden Interviews nie erwähnt.

Unter den neun Befragten gab nur eine Person bei der Frage nach der Recherche von Asexualität an, auch offline recherchiert zu haben: „*Ich habe dann angefangen zu recherchieren, Bücher gelesen, fiktionale und auch nicht-fiktionale*“ (I6). Auch wenn das eine Ausnahme im vorliegenden Interviewsample ist, soll es nicht unerwähnt bleiben, dass es auch diese Möglichkeit für asexuelle Personen gibt, sich zu informieren.

Zusammengefasst zeichnen sich Social Media und das AVEN-Netzwerk als die primären Rechercheplattformen in den vorliegenden Interviews ab. Die Befragten sammeln ihre Informationen überwiegend auf Englisch, wenngleich es beispielsweise durch das deutschsprachige AVEN-Forum zumindest einige wenige Informationsquellen auf Deutsch gäbe. Damit unterscheiden sich die Informationsquellen der hier be-

fragten deutschsprachigen Communitymitglieder nicht wesentlich von denen der englischsprachigen, wie Kelleher & Murphy (2022, S. 9) unter „means of discovery“ zusammenfassen: Auch sie benennen das Internet als primäre Informationsquelle, angeführt von YouTube, Tumblr und dem AVEN-Netzwerk. Somit zeichnen sich innerhalb des vorliegenden Samples keine nennenswerten Unterschiede durch geografische oder sprachliche Aspekte ab.

5.1.4.1. Was ist Asexualität?

Durch die Frage, woher Menschen ihre Informationen nehmen, ist es im Weiteren auch spannend zu sehen, wie sie ihre Asexualität definieren und verstehen. Im vorliegenden Sample sind vor allem Asexualität und Demisexualität Begriffe, die öfter gefallen sind. Eine Person definiert ihre Asexualität so: *„Asexuell heißt für mich, dass ich zwar Nähe zu den Menschen schon gern hab, aber nie jetzt über das Sexuelle nachdenk, oder auch nie, dass auch, dass überhaupt aufkommt“* (I4). Diese Selbstdefinition ist insofern spannend, als dass die Person mit gängigen Vorurteilen zur Asexualität für sich aufräumt: Asexualität bedeutet für sie nicht, sich Menschen nicht nahe zu fühlen oder nahe fühlen zu wollen. Beispielsweise könnte man das auf körperliche Nähe, wie kuscheln oder Umarmungen, oder auch auf einer emotionalen Ebene beziehen, auf welchen Nähe zu anderen Personen hergestellt werden kann. Sexualität ist für die Interviewperson also nicht relevant, um mit Menschen in Kontakt zu treten und sich mit ihnen verbunden zu fühlen. Gleichzeitig stellt die Person klar, dass sexueller Kontakt für sie zum Zeitpunkt des Interviews nicht relevant ist und für sie kein präsent Thema ist.

Demisexualität weicht von dieser klar gesetzten Grenze ab, wie diese Person für sich definiert: *„Ich erkläre demisexuell für mich so, ich, äh, ich brauche eine starke Emotion, emotionale Bindung zu einer Person, um, äh, sexuelle Gefühle zu empfinden für diese Person. Ohne diese Bindung empfinde ich eigentlich nie sexuelle Gefühle für andere Menschen“* (I5). Während für die vorherige Person sexuelle Nähe kein Thema ist, kann es für diese Person eines werden, wenn die emotionale Nähe zu einer Person stark genug etabliert werden kann. Im Umkehrschluss heißt das, dass viel Zeit und Energie in eine Beziehung geflossen ist, um sexuelle Anziehung möglich zu machen. Dann kann diese, entgegen dem Verständnis von Asexualität von Interviewee 4, aber durchaus auftreten. Dieses Verständnis von Asexualität und Demisexualität deckt sich auch

mit dem, was bisherige Forschungsversuche sichtbar gemacht haben und was innerhalb der Community als gemeinsamer Nenner diskutiert wird, wenngleich diese Arbeit bereits festgestellt hat, dass eine abschließende Definition in der Bandbreite an Definitionsversuchen kaum möglich scheint. Dennoch ist es spannend zu sehen, dass in diesem Sample ähnliche Definitionen aufkommen, wie sie auch in anderen Arbeiten auffindbar sind, die sich im englischsprachigen Raum bewegen (siehe Kapitel 2.1).

Was aus den Interviews ebenfalls hervorgeht, ist, dass Asexualität innerhalb der Community als Spektrum verstanden wird:

„Ich verwende ja eigentlich das, so das Umbrella-Label, ähm, aber ich finde, so bei mir persönlich geht's bei ace, so wie bei aro, eher darum, dass es so diese tendenzielle, also diese Tendenz zu keine oder wenig Anziehung ist. Also ich verwende es für mich, weil es irgendwie passt und ich habe auch das Gefühl, ich habe basically keine Anziehung in beiden Dings, in beiden Bereichen, aber gleichzeitig bin ich auch offen dafür, dass ich das irgendwie ändern könnte.“ (19)

Die Erfahrung dieser Person zeigt, dass das asexuelle Spektrum viele Möglichkeiten freispielt. Einerseits wird in diesem Zitat Asexualität als Überbegriff sichtbar, der eine große Vielfalt an Erfahrungen einschließt. Gleichzeitig zeigt diese Person sich offen dafür, dass sie zum momentanen Zeitpunkt keine sexuelle Anziehung verspürt, aber dass sich das für sie auch ändern könnte – aber nicht muss. Das Verständnis von Asexualität als Spektrum macht also Veränderungen im eigenen Empfinden und in der eigenen Identität möglich. Veränderbar zeigt sich auch das Verständnis von Asexualität: Viele der Befragten berichten, dass sie anfangs ein sehr starres Bild von Asexualität hatten, welches sich über die Zeit und mit zunehmendem Wissen aufgeweicht hat.

5.1.5. Normative Einflüsse

Die hier befragten Personen beschreiben ein Gefühl von Druckabfall und Erleichterung, wenn sie ihre Asexualität lernen als solche benennen zu können. Dieses Gefühl hängt in erster Linie damit zusammen, dass sie im gesellschaftlichen Rahmen anders fühlen als andere. Nicht zuletzt haben gesellschaftliche Normen einen starken Einfluss auf diesen stark wahrnehmbaren Druck von asexuellen Personen, wie es zwei Interviewees auf den Punkt bringen:

„Naja, das sind schon Dinge, mit denen man aufwächst. Das sind schon Dinge, wie als Mädchen muss man sich auf seine Hochzeit freuen und irgendwann einmal planen. Und wie schaut die normale Familie aus? Vater, Mutter, Kind. Und all diese Dinge. Natürlich kriegt man die mit. Natürlich wird man so sozialisiert.“ (I1)

„[...] das muss ja früher oder später kommen und irgendwie aus Medien und was weiß ich, was dann die Erwartungen sind, was, was ich dann irgendwie fühlen und tun soll.“ (I7)

Was Interviewee 7 als „das“ bezeichnet, kann als sexuelles Interesse oder sexuelle Anziehung interpretiert werden. Jedenfalls aber zeigt sich aus diesem Zitat abermals, dass diese Person in einer Art Wartezustand auf ein Gefühl war, welches ihr in der Gesellschaft als normal beschrieben wurde. Die Gesellschaft ist im Zitat von Interviewee 7 stellvertretend als Medien erwähnt, welche diese Normen reproduzieren. Dass es diese Normen gibt, stellt auch Interviewee 1 fest: Als Frau aufgewachsen und sozialisiert nennt diese Person den angeblichen Mädchentraum von der Hochzeit in weiß als Beispiel dafür, wie eng das gesellschaftliche Bild eines Erwachsenenleben gestrickt ist. Eine „normale“ Familie aus Vater, Mutter und Kind geht über die Normen von sexuell-romantischen Beziehungen, die mit den Erfahrungen von asexuellen Personen kollidieren, hinaus. Damit stellt diese Person auch fest, dass Homosexualität und andere Familienkonzepte genauso aus den Normen herausfallen, wie gar keine Partnerschaft oder keine sexuellen Beziehungen haben zu wollen.

5.1.6. Community im Identitäts- und Coming Out-Prozess

Innerhalb des Identitätsprozesses spielt das Zusammenkommen mit anderen Personen aus der asexuellen Community eine prägende Rolle, wie im Kapitel zum Befinden nach dem Finden der eigenen Asexualität (siehe Kapitel 5.1.1) schon aufgezeigt wurde. Im Folgenden werden nun die Einflüsse, die die Community auf die Befragten hat, betrachtet. Von neun befragten Personen gaben acht Personen an in der asexuellen Community aktiv zu sein, der überwiegende Teil davon in einer Offline-Community. Im Hinblick auf das Sampling innerhalb der aktiven Community rund um den Verein AceAroWien erscheint dies plausibel. Ein paar Personen geben an anfangs online nach Anschluss gesucht zu haben oder immer noch online mit der Community zu interagieren: Teilweise, um still die Erfahrungen anderer mitzulesen, teilweise um sich aktiv mit den eigenen Erfahrungen einzubringen.

Nur eine Person im befragten Sample pflegt und sucht keinen Kontakt zur asexuellen Community, weder on- noch offline:

„[Es] war für mich kein Anliegen. Wie gesagt, ich bin für mich in dieser Identität sehr gut angekommen, sage ich jetzt mal so. Ich sehe für mich jetzt nicht das Bedürfnis, mir Support von anderen zu holen, die in der gleichen Situation sind, einfach weil es mir eigentlich gut geht damit.“ (I1)

Während diese Person also davon absieht sich aktiv in die Community einzubringen, ist ihr bewusst, wofür eine Community gut sein kann: Support, Verständnis und Gleichgesinnte zu finden. Für diese Person besteht allerdings kein Interesse darin, sich diese Unterstützung zu holen, da sie ihre Asexualität gut mit sich selbst ausmachen kann und konnte. Für den Großteil der Befragten überwiegen allerdings der Wunsch nach Kontakt und die damit einhergehenden positiven Erfahrungen. Viele Befragte berichten davon, dass sich ihr soziales Umfeld erweitert hat, nachdem sie ihre Asexualität identifiziert haben (siehe Kapitel 5.1.3.2). Im Zusammenhang mit dem Schließen neuer Bekannt- und Freundschaften mit Gleichgesinnten steigert sich auch der Selbstwert der befragten Personen, wie diese Interviewausschnitte zeigen:

„Es hat sich halt einfach so gefunden. Es sind so viele.. gemeinsame Interessen, die sich übergreifen. Es sind so viele kreative Leute in unserer Community, irgendwie. Man kann sich auf so vielen Ebenen irgendwie verstehen, dass so viel gar nicht ausgesprochen werden muss.“ (I4)

„Aber dafür gibt es eine Community, damit wir unter Seinesgleichen herumfuhrwerken kann, (.) sich einen Park setzen zu einem Picknick, AceAro-Picknick und ein Kreuzworträtsel gemeinsam lösen. Was gibt's Besseres?“ (I2)

„Und ich glaub, das hat auch irgendwie geholfen, einfach irgendwie zu wissen, dass auch andere Leute da sind, die ähnliche Erfahrungen haben. (..) Und die auch sonst irgendwie ähnlich drauf sind. Weil wir haben uns ja auch sonst immer total gut verstanden.“ (I7)

Was in allen drei Zitaten mitschwingt ist die Wertschätzung, die aus dem gemeinsamen Nenner der Community entspringt. Dabei steht die gemeinsame Erfahrung, sich am asexuellen Spektrum zu identifizieren, eine zentrale Rolle: Sie bringt Menschen

zusammen und gibt ihnen einen Ort der Sicherheit, an dem sie ihre Erfahrungen austauschen können, ohne sich erklären zu müssen. Gleichzeitig geht aus den Berichten der drei Personen hervor, dass im Moment des Zusammenkommens, dieser gemeinsame Nenner der Identität meist gar nicht wichtig ist oder angesprochen wird: Stattdessen finden sich andere Gemeinsamkeiten, wie die Kreativität der Anwesenden (I4). Es wird zwanglos gemeinsam Zeit verbracht, die thematisch und inhaltlich letztlich nicht unbedingt mit Asexualität in Zusammenhang steht. Der gemeinsame Nenner kann also mehr als Grund für das Zusammenkommen gedacht werden, aber nicht als das, was die Personen beispielsweise bei Community-Treffen hält oder was engere Freundschaften auslöst.

Trotz dieses sehr legeren Charakters des gemeinsamen Zeit-Verbringens berichten auch manche Befragte, dass sie durch das Zusammenkommen mit anderen Personen aus der Community ihr Verständnis für Asexualität erweitern konnten, indem „[...] *man sich dann drüber unterhält, und sich selbst und die eigenen Erfahrungen oder das eigene Mikrolabel erklärt, aber nicht, um sich zu outen, oder um sich zu rechtfertigen, sondern einfach um gemeinsam diese Erfahrung irgendwo einzuordnen*“ (I6). Wie in dieser Arbeit bereits festgehalten wurde (siehe Kapitel 5.1.4.1) kann das Zusammenkommen mit anderen asexuellen Personen das Verständnis von Asexualität erweitern und somit verschiedene Erfahrungen einen Platz am Spektrum einräumen, den manche Personen vielleicht nicht auf Anhieb als asexuell identifiziert hätten. Für manche Personen passiert dieses Dazulernen nebenbei, indem sie den Kontakt zur Community pflegen. Diese Person hat wiederum aktiv nach neuen Perspektiven gesucht: „*Die Motivation dahinter war einfach auch mit anderen Leuten in Kontakt zu treten und, und sich über andere Erfahrungen und Perspektiven zu informieren*“ (I5).

Für die Befragten ist vor allem das Verstanden werden innerhalb der a*spec Community ein Vorteil, der mit Personen außerhalb der Community oft als Hürde wahrgenommen wird. Im direkten Vergleich mit der asexuellen Community berichten die Befragten, dass es mit Personen außerhalb der queeren Community oft viel „Erklärarbeit“ benötigt, um Asexualität begreifbar zu machen: „*Ich glaub, wenn ich eine Konversation über Asexualität führe, dann mit einer cishet⁴-Person ist deutlich mehr erklären der*

⁴ Cishet setzt sich aus den Begriffen cis und heterosexuell zusammen. Cis steht für Personen deren Genderidentität mit den angeborenen, körperlichen Merkmalen übereinstimmt (cishet, o.J.)

Begriffe, und wie das ausschauen kann, wie die Erfahrungen sind, und so“ (I5). Im Gespräch mit Personen aus der queeren Community, die allerdings selbst nicht Teil des asexuellen Spektrums sind, treffen die Befragten in vielen Fällen schon auf mehr Vorwissen: „Wenn man dann tatsächlich drüber redet, ist es meistens Neugier, weil es was ist, dass sie zwar auch nicht nachvollziehen können, aber nachvollziehen wollen, und irgendwo äh, Solidarität und ein Verständnis aufbauen wollen“ (I6). Der gemeinsame Nenner der Queerness baut Berührungsängste ab und ermöglicht den Befragten eine sichtlich offenere Kommunikation als mit Personen, die sich selbst nicht als queer identifizieren. Gemeinsame Erfahrungswerte im gesamtgesellschaftlichen Kontext helfen einander zu verstehen, wie Interviewee 6 erzählt, und ermöglichen Solidarität über die eignen Labels hinaus. Noch eine Stufe mehr Grundverständnis finden die Befragten in ihrer eigenen Community. Interviewee 7 stellt diese verschiedenen Ebenen von Wissen und einander Verstehen in einem Vergleich gegenüber, der die Erfahrungen der Befragten treffend zusammenfasst: „Es ist so, wie wenn man mit einem Kind über Mathe redet, oder mit einem Teenager, oder mit einem Mathe-Professor. Es ist so, einfach das, das vorausgesetzte Wissen ist was ganz anderes“ (I7).

Im vorliegenden Sample lässt sich eine Mehrheit an offline aktiven Communitymitgliedern ausmachen. Das ist durch den Sampling-Prozess, der zumindest teilweise über den Verein der AceAroWien verlaufen ist, erklärbar und muss auch in diesem Kontext verstanden werden: Es lassen sich demnach keine Schlüsse darauf ziehen, dass eine tatsächliche Mehrheit an asexuellen Personen im deutschsprachigen Raum an der Community in Persona teilnimmt. Insgesamt hat nur eine von neun befragten Personen kein Interesse an der Community als solches geäußert. Aus den Interviews geht jedenfalls klar hervor, welchen positiven Einfluss die Community auf die Befragten hat: Sie gewinnen ein neues soziales Umfeld, das weit über die gemeinsame Asexualität hinausreichen kann. Dadurch ist es ihnen möglich, mehr über das Spektrum und die darin zu findenden Erfahrungen zu lernen. Zuletzt ist das Verständnis innerhalb der Community so stark verankert, dass es keine Erklärung zu den eigenen Erfahrungen braucht, wie das im Gespräch mit andere queeren oder nicht-queeren Personen oft notwendig wird.

5.2. Coming Out: Ja oder nein?

Ein Coming Out ist eine sehr individuelle Entscheidung, die für jede außenstehende Person einzeln entschieden wird. Das zeigen die Interviews klar auf. Das kommende Kapitel soll dazu dienen, Gründe für oder gegen ein Coming Out aus den vorliegenden Interviews zu eruieren. Anschließend soll noch ein kurzer Einblick folgen, gegenüber welchen Personengruppen die Befragten ein Coming Out erlebt haben und wem gegenüber sie die Informationen unter Verschluss halten.

5.2.1. Gründe für Coming Out

Ein Coming Out als asexuell überwindet, wie ein Blick in die Forschung zeigt, eine Hürde, die sie von anderen queeren Identitäten wie Homosexualität unterscheidet: Ihre Unsichtbarkeit. Asexualität ist nach außen nicht erkennbar und lebt gleichzeitig als sehr spürbare Identität im Inneren der asexuellen Personen. Um die Diskrepanz zwischen dem Außenbild und dem inneren Erlebnis zu überbrücken sind Coming Outs notwendig – Coming Outs in Mehrzahl deshalb, weil es mit verschiedenen Personen zu einem wiederkehrenden Prozess wird, diese über die eigene Asexualität zu informieren. Ob eine asexuelle Person ihre Identität mit jemanden teilt, ist demnach eine bewusste Entscheidung, die durch eine Bandbreite an Gründen motiviert sein kann, wie ein Blick in die Forschung (siehe Kapitel 3.3.1) von beispielsweise Devlin et al. (2025) und Robbins et al. (2016) deutlich macht. Das zeigen auch die Interviews dieser Arbeit auf. Die darin zu findenden Gründe und Motive sollen hier nun aufgearbeitet werden.

Ein sehr häufig genannter Grund für ein Coming Out ist, dass sich das Gespräch einfach ergeben hätte, wie beispielsweise diese Person erzählt:

„Nach außen hin habe ich es dann halt meinen queeren Punk-Freunde in Salzburg erzählt, wo wir halt dann, glaube ich, über das Thema geredet haben und ich das dann halt gesagt habe und das war so ein, ein, kein Thema eigentlich.“
(18)

„Nach außen hin“ beschreibt für Interviewee 8 das Coming Out Gespräch mit den Freund*innen. Dieses Coming Out war nicht geplant, nicht beabsichtigt und nicht von der asexuellen Person herbeigeführt. Es ist einfach passiert, indem die Gruppe über Themen wie Sexualität und Queerness gesprochen hat. Ist das Thema einmal eröffnet, bietet es den asexuellen Personen den oft notwendigen Spielraum, um ehrlich mit der

eigenen Identität ins Außen gehen zu können, wie es diese Person erlebt hat. Einen ähnlichen Effekt beschreibt auch diese Person: *„Meinen Eltern hab ich es gesagt kurz bevor ich nach Wien zur Pride gefahren bin und mehr oder weniger gesagt habe: Ja, da gehe ich nicht als Ally hin. Und, ja, damit war das eigentlich dann durch“* (I6). Dieses Gespräch war im Vergleich zum Zitat von Interviewee 8 etwas weniger willkürlich. Interviewee 6 hatte einen situationsbedingten Aufhänger, um über die eigene Asexualität aufzuklären. Damit hat die Regenbogenparade, auf welche die Person geplant hatte zu gehen, eine neue Wertigkeit bekommen: Sie hat den Boden für ein Coming Out geebnet, ohne, dass dieses ins Blaue hinein passieren hat müssen.

Was in den beiden bisherigen Zitaten bereits mitschwingt, ist, dass ein gewisses Maß an Vertrauen zu Personen gegeben sein muss, damit ein Coming Out möglich wird. Ein solches Verhältnis besteht für fast alle Befragten in der Kernfamilie, für ausnahmslos alle im engeren Freundeskreis, wie die vorigen Zitate beispielhaft zeigen, oder für rund die Hälfte der Befragten bei ausgewählten beruflichen Kolleg*innen, zu welchen schon eine Vertrauens- oder Freundschaftsbasis aufgebaut wurde (siehe Kapitel 5.2.3), wie dieses Zitat zeigt: *„Das sind halt vor allem die Kolleginnen, denen ich besonders vertraue und so, mit denen ich sage, mit denen ich auch befreundet bin“* (I9). Auch wenn Interviewee 9 nicht spezifiziert, worauf dieses Vertrauen fußt, besteht hier ein zumindest teilweise freundschaftliches Verhältnis zu den Kolleginnen, bei welchen ein Coming Out für die Person möglich war. Das lässt darauf schließen, dass die Gespräche zwischen Interviewee 9 und den Kolleg*innen über den rein beruflichen Kontext hinausgehen. Nur so kann ein vertrauensvolles Verhältnis erarbeitet werden und nur so entsteht auch der kommunikative Raum, um Platz für ein Coming Out zu haben.

Ein weiterer motivierender Grund für ein Coming Out kann es sein, wenn ein Erkennungsmerkmal der Community bemerkt wird. Damit ist ein erster Schritt für die jeweilige Person schon getan, wie dieses Zitat aufzeigt:

„[Da war] ein Coming Out bei einer Person an der Uni. Und das war so ein bisschen ein passives Coming Out, weil ich einfach so ein bisschen Zeichen irgendwie abgegeben habe, die dann aufgenommen wurden. Also ich, ich wurde einfach darauf angesprochen und ich glaube, das hat es auch viel einfacher gemacht irgendwie, dass, dass jemand so die subtilen Hints erkannt hat.“
(I7)

Diese Person spricht mehrere Aspekte an: Einerseits hat ein Erkennungsmerkmal dazu geführt, dass sie von jemanden angesprochen wurde. Diese Person scheint zum Zeitpunkt des Gesprächs für die interviewte Person unbekannt gewesen sein. Dass die Zeichen erkannt wurden, spricht für die interviewte Person auch dafür, dass die andere Person bereits mit dem Thema Asexualität vertraut gewesen sein muss, sonst wäre ein Ansprechen auf das Erkennungszeichen gar nicht möglich gewesen. Darüber hinaus nennt Interviewee 7 dieses Coming Out „passiv“, weil es nicht von ihr initiiert wurde. Dennoch ist das Coming Out vonstattengegangen, ohne dass zuvor eine aktive Vertrauensbasis zur anderen Person bestanden hat. Damit ist Interviewee 7 nicht allein. Andere Personen erzählen, dass beispielsweise Ace- oder Demiflaggen ein ausschlaggebender Grund waren, anderen Personen den persönlichen Bezug zu dieser Flagge darzulegen.

Einen weniger oft genannten Grund für ein Coming Out benennt Interviewee 1: *„Es war sicherlich irgendwie, ich denke jetzt an meine Mama, eher so in der Frustration, jetzt kommt die schon wieder mit diesem Thema. Jetzt sage ich halt einmal, was Sache ist, in der Hoffnung, dass das jetzt das beendet“* (I1). Der Frust, den die Person hier benennt, kann verschiedene Gründe haben. Innerhalb der Familie ist der hier benannte Frust oft der Nachfrage nach einer möglichen Partnerperson oder Kindern geschuldet. Die Asexualität benennen zu können bietet in diesem Fall eine Erklärungsmöglichkeit für Dritte, warum es keinen Grund gibt, weiter nach diesen Aspekten zu fragen.

Ein letztes Cluster an Begründungen für ein Coming Out lässt sich damit erfassen, dass es situativ notwendig war sich zu outen. Das ist für die befragten Personen vor allem im beruflichen oder medizinischen Kontext notwendig geworden. Interviewee 6 arbeitet in einem kreativen Job: *„Es ist halt auch irgendwie dem Job selber geschuldet, dass es sich vielleicht eher mal ergibt, wenn du über Geschichten und Menschen und Characters und solche Sachen redest, dass es dann irgendwie vielleicht mal aufkommt“* (I6). Charaktere erfinden und Geschichten schreiben eröffnet der Person eine Spielwiese, die eigene Identität gewissermaßen darin einfließen zu lassen und zu verarbeiten. Beim Arbeiten im Team, wie Interviewee 6 es darstellt, ergeben sich unter Umständen die Möglichkeiten eines Coming Outs. Im medizinischen Kontext hat das oft pragmatische Hintergründe, wie die eigene Gesundheit oder auch das Thema Verhütung: *„[Ich hab es dem] Hausarzt oder so auch gesagt... eben wenn so eine Frage*

gekommen ist, ob man aktiv ist: Ich bin ace und hab keinen [Sex]“ (I4). Ein Coming Out ist nicht in seiner Gänze notwendig, denn die Person hätte in dieser Situation nicht erklären müssen, warum sie keinen Sex hat oder haben möchte. Die Asexualität zu erwähnen, bietet wiederum eine Vollständigkeit, die im Falle einer positiven Reaktion durch die Ärzt*innen weitere Diskussionen vermeiden kann.

Wie die Interviews aufzeigen, gibt es verschiedene Gründe oder Anstöße für die befragten asexuellen Personen ein Coming Out zu haben: Manchmal ergibt sich dieses zufällig im Gespräch oder ein solches Gespräch wird durch einen äußeren Einfluss, wie Erkennungsmerkmale, angestoßen. In den meisten dieser Fälle ist eine gute und vertrauensvolle Beziehung zu anderen Personen die Basis dafür, dass asexuelle Personen sich für ein Coming Out entscheiden. In anderen Fällen ist ein Coming Out aus der Situation heraus notwendig. Ein letzter genannter Grund für ein Coming Out war Frust über ein stetiges Hinterfragen des Beziehungsstatus – das eigene Empfinden und Gefühle als asexuell benennen zu können sind in diesem Fall hilfreich, um dieses Nachfragen zu beenden und Frust abzubauen.

5.2.2. Gründe gegen Coming Out

Entgegen den Gründen, die die befragten Personen dazu motiviert oder ihnen den Raum gegeben haben, ihre Asexualität mit anderen zu teilen, sind auch Gründe genannt worden, von einem Coming Out abzusehen. Während im vorigen Kapitel deutlich geworden ist, dass eine gute emotionale Bindung zu anderen für asexuelle Personen oft der Grundstein für ein Coming Out ist, ist die Frage nach der Beziehung auch bei der Entscheidung dagegen von Relevanz. Besonders im engen familiären Rahmen berichten mehrere Personen davon, dass sich die Beziehung nicht intim genug anfühlt, um über ein Thema wie Sexualität in den Austausch zu kommen:

„Und mit meinen Eltern ist es ein Thema, das ich einfach nicht anschneiden möchte unbedingt. [...] Ich kenne meine Eltern gut genug, um zu wissen, dass ich dann erst mal drei Stunden lang rechtfertigen, also nicht rechtfertigen, aber erklären darf und meine Beziehung rehashen darf.“ (I5)

Interviewee 5 spricht hier einige spannende Aspekte an: Einerseits, dass Sexualität für diese Person ein tiefpersönliches Thema ist, welches in der Eltern-Kind-Beziehung nur schwer einen schambefreiten Raum findet. Im Gegenteil: Dieser Person, welche sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Beziehung befand, befürchtet sehr skeptische

und stochernde Reaktionen der eigenen Eltern, welche dieser Person versucht zu umgehen, indem sie von einem Coming Out bei den Eltern absieht.

Von ähnlichen Zugängen berichten auch zwei Interviewees in Bezug auf ihre direkten Vorgesetzten, wie folgendes Zitat von Interviewee 9 aufzeigt: *„Meine [Chefin] zum Beispiel weiß es nicht, weil eben das ist wieder so eine Situation, warum sollte ich ihr das sagen? So, das ist dann vielleicht ein bisschen persönlich, für eine Chefbeziehung quasi“* (I9). Während zuvor die Beziehung zu Kolleg*innen zumindest teilweise als eng und freundschaftlich genug für ein Coming Out definiert wurden, wird diese Information für eine vorgesetzte Person als zu persönlich und intim wahrgenommen. Dadurch wird erneut deutlich, wie wichtig ein vertrauensvolles und enges Verhältnis zu verschiedenen Personen für ein Coming Out ist.

Ein weiterer Grund von einem Coming Out abzusehen, besteht in der Annahme über ein konservatives Gegenüber. Dieses wird von den interviewten Personen als schwierig für ein Coming Out wahrgenommen, weil die Angst vor möglichen negativen oder hinterfragenden Reaktionen besteht:

„Weil es viel zu kompliziert ist, das zu erklären, das ist eben der heteronorme Kontext, aus dem ich komme. [Zum Beispiel] meine Eltern, nein, das ist mir viel zu mühsam. Wir sind auch eine sehr verklemmte Familie, also überhaupt über irgend sowas zu reden, ist schon so ein No-Go und dann mit dem daherzukommen, nein, nein.“ (I3)

Aus den Befürchtungen von Interviewee 3 sind mehrere Dinge herauszulesen: Wie schon zuvor festgestellt, kann in einer Eltern-Kind-Beziehung Sexualität oft als eher schamhaft wahrgenommen werden. Diese Person beschreibt ihre Eltern darüber hinaus als verklemmt und normativ geprägt. Das lässt den Schluss zu, dass Interviewee 3 wenig bis kein Verständnis für die eigene Asexualität von den Eltern erwartet. Stattdessen behält die Person die Information für sich, weil die Erklärung, was Asexualität bedeutet, zu „mühsam“, langwierig und letztlich vielleicht ohne Erfolg wäre.

Generell kann die Sorge vor negativen Reaktionen ein ausschlaggebender Grund sein, kein Coming Out zu haben, wie Interviewee 3 weiters klar zeigt: *„Auch bei Psycholog*innen, was da Leute erzählt haben, dass sie so überhaupt nicht ernst genommen wurden“* (I3). Wenn die Angst, geschürt von eigenen oder in dem Fall auch fremden

negativen Erfahrungen, überhandnimmt, kann es also dazu führen, dass die eigene Asexualität in Bezug auf bestimmten Personen unter Verschluss bleibt.

Zusammenfassend werden bestimmte Beziehungen oder die Sorge vor negativen Reaktionen oder dem Missverständnis werden als Gründe gegen ein Coming Out in den Interviews sichtbar. Solche Sorgen können beispielsweise im familiären aber auch im beruflichen Kontext bestehen. Wie die bisher eruierten Gründe (siehe Kapitel 3.3.1) für und gegen ein Coming Out zeigen, ist es eine sehr individuelle Entscheidung, wen eine Person über ihre Asexualität informiert. Die eigenen Eltern sind ein Beispiel dafür, dass es für manche der Interviewten sehr passend ist, bei diesen ein Coming Out zu haben, während andere genau in dieser Beziehung davon lieber absehen.

5.2.3. Coming Out bei welchen Personen(-gruppen)?

Wie ein Blick in die bestehende Forschung (siehe Kapitel 3.3.1) gezeigt hat, sind das Beziehungsverhältnis und der Zeitpunkt zwei relevante Marker dafür, bei wem wann ein Coming Out möglich ist. Dieses Phänomen haben Forschende als „selective disclosure“ titulierte (Kelleher & Murphy, 2022; Robbins et al., 2016). Wie die letzten beiden Kapitel aufgezeigt haben, lässt sich dieses Phänomen auch auf die hier befragte Sample-Gruppe umlegen. Beispielsweise bei enger Familie beziehungsweise den eigenen Eltern gibt es zwei Herangehensweisen: Manche der Befragten werten die Beziehung so vertraut, dass ein Coming Out selbstverständlich ist. Andere wiederum können sich das in dieser Beziehung nicht vorstellen.

Folgend soll erörtert werden, bei welchen Personengruppen ein Coming Out für die neun befragten Personen dieser Arbeit relevant waren. Alle neun Personen waren in einem gewissen Ausmaß geoutet. Innerhalb der Community und im Freundeskreis sind die meisten Befragten geoutet, wobei die Frage nach den Freundesgruppen von einer Person nicht beantwortet wurde. Die Person, die sich als nicht-geoutet in der Community definiert ist gleichzeitig auch die einzige Person im Sample, die keinen aktiven Kontakt in die Community hat beziehungsweise haben möchte. In der Kernfamilie, also den Eltern oder Geschwistern gegenüber, haben ebenfalls die meisten Personen zumindest ein Coming Out wiedergegeben, nur zwei Personen haben hier aktiv ein Outing bisher vermieden. Im Rahmen einer psychologischen, psychotherapeutischen oder psychiatrischen Betreuung haben sechs Personen ein Coming Out angegeben, während der Rest davon gar nicht gesprochen hat. Jeweils ein Drittel der Befragten sind bei ihren Partnerpersonen, wenn vorhanden, bei Studienkolleg*innen oder

im Arbeitskontext geoutet. Bei Arbeitskolleg*innen sind aber auch ein Drittel der Personen nicht geoutet und zwei weitere Personen bei spezifischen Personen im Kollegium schon, bei andere nicht. Wichtig ist zu betonen, dass niemand ein Coming Out bei den Vorgesetzten angegeben hat, während zwei Personen betont haben, dass ein Outing in diesem Fall für sie nicht relevant ist. Im medizinischen Bereich haben drei Personen ein Outing erwähnt, unter anderem bei Hausärzt*innen oder in Bezug auf gynäkologische Betreuung. Zwei Personen haben erwähnt, dass sie noch nie ein Coming Out im medizinischen Kontext hatten. Im erweiterten Familienkreis gab es die wenigsten aktiven Outings im Sample.

Diese Ergebnisse sollen weder als statistisch korrekt noch als vollständig angesehen werden. Über manche Personengruppen haben manche Befragte keine Informationen preisgegeben. Dennoch ist es nicht irrelevant zu betrachten, gegenüber welchen Personen(-gruppen) das vorliegende Sample besonders oft und gerne ein Outing vornimmt. Gewisse Schlüsse lassen sich dennoch ziehen: Es zeigt sich, dass gerade die Kernfamilie beziehungsweise die Eltern, als auch das Kollegium in der Arbeit die Personengruppen sind, die in Bezug auf ein Coming Out am kontroversersten verstanden werden können: Für die einen ist die Beziehung zu diesen Personen stark genug für ein Coming Out, für andere ist das nicht vorstellbar. Bei Personen, bei denen eine romantische Partnerbeziehung besteht, ist ein Coming Out gegenüber der Partnerperson gängig. Am öftesten outen sich die befragten Personen innerhalb der Community und im eigenen Freundeskreis. Im medizinischen und psychologischen Kontext bestehen enormen Unterschiede: Manche sind geoutet, weil es im Behandlungskontext Sinn macht oder Fragen vorbeugt. Andere sehen hier wenig Bedarf oder äußern Ängste vor negativen Reaktionen.

5.3. Reaktionen auf Coming Out

Nachdem zuletzt eruiert wurde, bei welchen Personen(-gruppen) unter welchen Voraussetzungen ein Coming Out möglich ist, folgt, was auch auf ein Coming Out folgt: Die Reaktion. Diese kann unterschiedlicher Natur ausfallen, wie schon ein Blick in die Forschung gezeigt hat (siehe Kapitel 3.3.2): Personen können positiv, negativ oder neutral/beziehungsweise passiv auf ein Outing reagieren. Im Zuge dieser Arbeit wurden in den Interviews die Erfahrungen bezüglich der Reaktionen auf ein Coming Out abgefragt. Die Erfahrungen der Befragten sollen hier nun Raum finden, um daraus

schließen zu können, welchen Einfluss die Reaktionen auf das Befinden der asexuellen Personen hat.

5.3.1. Negative Reaktionen

Zunächst sollen die negativen Erfahrungen, die die Befragten gemacht haben, beleuchtet werden. Im Groben lassen sich nur drei „negative“ Reaktionen – also solche, die eher von wenig Wohlwollen geprägt sind – aus den Interviews extrahieren. Die erste negative Erfahrung, die zwei Interviewees teilen, ist, dass sich bestehende Beziehungen ändern. Einerseits bedingt durch Ablehnung, die wiederum eine Abgrenzung durch die asexuelle Person hervorruft. Andererseits, weil eine Person das Gefühl hat, dass Menschen nach dem Coming Out anders über sie denken: *„Dann werden sie ablehnend mir gegenüber und verstehen mich plötzlich nicht mehr. Dann haben sie ein klares Bild von mir im Kopf und das ändert sich, das Bild durch dieses Coming Out gegenüber. Und dann hinterfragen sie wieder die komplette Beziehung“* (I2). Das Bild, von dem Interviewee 2 spricht, ist ein vermutlich normatives Verständnis vom Gegenüber darüber, wie die interviewte Person ihr Leben gestaltet. Stimmt dieses Bild nicht mehr mit den eigenen Vorstellungen überein, kann dies zu einer Ablehnung führen. Die asexuelle Person fühlt sich missverstanden. Gleichzeitig macht Interviewee 2 die Erfahrung, dass diese Differenz von Außenwahrnehmung und der eigentlichen Identität eine Diskrepanz im Gegenüber öffnet, die die Beziehung auf die Probe stellt. Auch eine andere Person beschreibt, dass eine Freundin nicht wohlwollend auf das Outing reagiert hat, weil sie es nicht versteht – das hat in dieser Beziehung Distanz geschaffen (I3).

Ähnlich dazu beschreibt eine Person manche Reaktionen auf das Outing als hinterfragend: *„[Die Reaktionen] haben sich immer recht hinterfragend angehört und das Ganze nicht ganz, also, fest und ernst nehmend angehört. Und das hat dann halt noch mehr Stress ausgelöst“* (I8). Nicht ernstgenommen zu werden, beschreibt Interviewee 8 als etwas, dass Stress und Unwohlsein auslösen. Damit zeigt das Zitat auch auf, was einen Schritt weiter passiert: Auf die Reaktion von außen, folgt eine Reaktion der Person, die sich outet.

Eine weitere Reaktion, die sich als eher negativ interpretieren lässt, ist es, wenn Asexualität als temporär und phasenhaft verstanden wird, wie diese Person beschreibt: *„[Mein Kollege] hat irgendwie, äh, über das Daten geredet und mir irgendeinen Vorschlag gemacht. Und ich habe gesagt, na, danke, ich bin asexuell. Äh, es war dann*

eher uncool, weil er hat darauf geantwortet: Das wird schon noch“ (I6). Die Aussage „Das wird schon noch“ spricht Interviewee 6 die eigene Identität ab. Auch wenn Asexualität als etwas fluides verstanden werden kann, ist die Reaktion des Kollegen in der Wahrnehmung der interviewten Person etwas Unangenehmes: Es wird die eigene Identität negiert und nicht ernst genommen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass negativ wahrgenommene Reaktionen im Kern eine Gemeinsamkeit haben: Sie zeigen der asexuellen Person, dass ihre Identität nicht oder nicht richtig verstanden wird. Stattdessen wird sie hinterfragt, als phasenhaft abgestempelt oder mit Ablehnung an der gesamten Person beantwortet.

5.3.2. Positive Reaktionen

Weit mehr als über negative Erfahrungen können die Befragten dieser Arbeit von positiven Reaktionen berichten. Grundsätzlich lässt sich aus den Interviews schließen, dass eine Reaktion oft schon als positiv von den Interviewees gewertet wird, wenn sie in ihrer Asexualität ernst genommen werden oder das Gegenüber das Coming Out einfach hinnimmt, ohne etwas zu hinterfragen:

„[Die Reaktion war] positiv. Es war einfach so Teil der Konversation, dass es nicht wirklich eine große Reaktion darauf gegeben hat. Also es war nicht so ein »oh, cool, wie schön, dass du das rausgefunden hast über dich selber« oder so.“ (I5)

Wie in der Aufarbeitung von Coming Out-Szenarien schon klar geworden ist, ist ein legeres Gespräch für die Befragten oft ein guter Rahmen für ein Coming Out. In diesem Fall hat Interviewee 5 ebenfalls in einem ruhigen Gespräch die eigene Asexualität einfließen lassen und darauf eine ebenso ruhige Reaktion bekommen, welche diese Person als positiv bewertet. Daraus lässt sich schließen, dass ein unaufgeregtes Setting für ein Coming Out auch eine ähnlich ruhige Reaktion hervorrufen kann.

Als ebenfalls positiv wird ein Coming Out wahrgenommen, wenn das Gegenüber sich selbst am asexuellen Spektrum definiert: *„Es war eigentlich aus dem Nichts heraus, hat sie gesagt, dass sie demi ist und ich so: Ah, okay, hello, I'm grey“ (I3).* Was Interviewee 3 hier anmerkt ist, dass Gemeinsamkeit in den Erfahrungen besteht. Innerhalb der eigenen Community fällt ein Coming Out oft leichter – insbesondere, weil die Sorge wegfällt, Aufklärungsarbeit leisten zu müssen (siehe Kapitel 5.2.2). Insgesamt werden Coming Outs gegenüber Personen, die schon Vorwissen zu queeren Themen oder

Asexualität haben, als positiv in den Interviews bewertet. Wenn kein Vorwissen besteht, aber der Wille dazuzulernen und sich selbstständig zu informieren vorhanden ist, ist dies von den befragten Personen ebenso als unterstützend beschrieben worden:

„[...] meine Therapeutin, die hat super reagiert, die hatte keine Ahnung, was das ist, ja. Und hat aber super reagiert, so: Aha, ja, was ist das, und mhm. und so. Und hat dann auch, ähm, irgendwie mir ein paar Mal dann so erzählt, ja, jetzt hat sie da irgendwie etwas gelesen oder so.“ (I3)

Auch dieses Zitat führt zu dem Schluss, dass eine interessierte, aber nicht sensationisierende Reaktion für die Befragten als sehr angenehm und positiv wahrgenommen wird. Interviewee 3 setzt kein Vorwissen bei der Therapeutin voraus, freut sich aber über das Interesse und die selbstständige Einarbeitung ins Thema. Auch, weil dadurch wiederum keine Aufklärungsarbeit durch die asexuelle Person passiert, beziehungsweise passieren muss. Auch Interviewee 1 berichtet von solch einer Erfahrung: *„Die [Reaktion] war total, ach was, sowas gibt es? Aha, oho. (.) Genau das, was ich hier eigentlich provozieren wollte. Das war für mich sehr positiv, eben da ein bisschen aufklären zu können in der Hinsicht“ (I1)*. Diese Person wollte Aufklärungsarbeit leisten und ist auf die dafür notwendige Neugierde gestoßen. Das Gegenüber wird als offen interessiert wahrgenommen, was wiederum als positive Reaktion gewertet wird.

Zuletzt beschreibt Interviewee 3 eine weitere als positiv zu bewertende Reaktion:

„Also, er hat nicht gewusst, was, ähm, ace bedeutet, aber er hat irgendwie dann so gesagt, ja, das wundert mich irgendwie überhaupt nicht, das ist so, ungefähr da habe ich dich eh eingeschätzt oder so. Also, das war doppelt stimmig, dass er sozusagen nicht verwundert war.“ (I3)

In diesem Fall hat Interviewee 3 zwar Aufklärungsarbeit geleistet, um dem Gegenüber aufzuzeigen, was Asexualität bedeutet. Diese Aufklärungsarbeit wurde aber in der Wahrnehmung dieser Person damit belohnt, dass sie Zustimmung zur eigenen Identität erfahren hat. Das Coming Out dient in diesem Fall wie eine Bestätigung von außen auf die Innenwahrnehmung der asexuellen Person.

Die hier geschilderten Erfahrungen der Befragten aufzeigen, dass positive Reaktionen oft gar nicht überschwänglich sein müssen. Im Kern lässt sich, was hier positiv genannt wird, auf Wörter wie zustimmend, verständnisvoll und interessiert beziehungsweise

neugierig zusammenfassen. Wenn der Wille besteht, dazuzulernen und kein Gegenwind zur eigenen Identität wahrgenommen wird, berichten die befragten Personen von positiven Reaktionen, die wiederum als positive Erfahrungen in ihrer Erinnerung abgespeichert sind.

5.3.3. Neutrale Reaktionen

Zuletzt sollen hier noch Reaktionen Platz finden, welche weder positiv noch negativ von den befragten Personen wahrgenommen wurden. Interviewee 8 beschreibt folgende Situation mit der eigenen Mutter:

„Ich glaube, meine Mom hätte es sehr schade gefunden, weil die ist, glaube ich, sehr happy, dass ich jetzt in einer Beziehung bin. Meine Mom erhofft sich auch Enkel, aber das wird so oder so nicht klappen. Well, ich glaube, das hat sie bei mir schon aufgegeben. Aber, also meine Mom ist, sie [die Familie] akzeptieren das so oder so, also die sind sehr liberal, das heißt, die lassen mich als Mensch einfach existieren.“ (I8)

Was diese Person beschreibt, lässt sich als traurige Akzeptanz seitens der Mutter zusammenfassen. Vielleicht hätte sie sich ein mehr normatives Leben für ihr Kind gewünscht, inklusive Partnerperson und Kindern. Während die interviewte Person durchaus spürt, dass die Mutter andere Wünsche oder Vorstellungen für sie gehabt hätte, nimmt Interviewee 8 allerdings auch wahr, dass die Mutter die Identität akzeptiert. In diesem Fall erlebt Interviewee 8 keine negative Reaktion auf das Coming Out, spürt aber die emotionalen Turbulenzen beim Gegenüber.

Ebenfalls beim Coming Out gegenüber der Mutter erlebt Interviewee 1 weder erst genommen zu werden noch aktiven Gegenwind, ähnlich wie auch Interviewee 8 es beschrieben hat: *„Ja, eh mit so, ja mit was kommt es [das Kind] jetzt daher? Ja, also sie hat es auf jeden Fall nicht ernst genommen, aber sich nicht darüber lustig gemacht [...]“ (I1)*. Diese Reaktion wird von der befragten Person weder als positiv noch als negativ bewertet, weshalb sie in der vorliegenden Arbeit als grundsätzlich neutrale Reaktion verstanden wird. Letztlich passiert hier etwas Ähnliches wie im vorigen Zitat: Die Mutter von Interviewee 1 hatte ein anderes Bild vom eigenen Kind, sieht jedoch gleichzeitig davon ab, die Identität zu negieren.

Zuletzt lässt sich, wie schon in der bisherigen Forschung festgehalten (siehe Kapitel 5.3), noch aus der Erfahrung der Befragten analysieren, dass manche Personen dem

Coming Out mit Desinteresse entgegenkommen: „*Der älteren Kollegin war es egal.*“ (I2)

Neutrale Reaktionen soll hier als Überbegriff für Erfahrungen stehen, welche weder positiv noch negativ von den Befragten bewertet werden. Das kann von Desinteresse bis zu Akzeptanz mit einem Beigeschmack von Desinteresse reichen, wie dieses kurze Kapitel aufzeigt.

5.3.4. Auswirkungen der Reaktion

Diese Arbeit hat in der Aufarbeitung bestehende Literatur bereits einen Einblick dahingehend eröffnet, dass die Reaktionen Dritter auf ein Coming Out wiederum Einfluss auf das weitere Vorgehen einer asexuellen Person und auch ihr Selbstbild haben können (siehe Kapitel 5.3). Darüber hinaus haben die vorangegangenen Ergebniskapitel einen Einblick eröffnet, wie sich diese Reaktionen gestalten können: Manche Reaktionen nehmen die Befragten als positiv wahr, andere als negativ oder neutral. Nun sollen die Auswirkungen dieser Reaktionen auf die interviewten Personen in Kürze analysiert werden.

Aus den in den letzten drei Abschnitten wiedergegebenen Erfahrungen der Befragten lassen sich grundsätzliche Tendenzen festhalten. Reaktionen, die sich als grundsätzlich positiv, ruhig und zustimmend einordnen lassen, hinterlassen bei der geouteten Person ein gutes Gefühl. Negative Reaktionen hingegen haben für die betroffenen Befragten Frust, ein Gefühl von Druck oder in manchen Fällen sogar den Verlust der Beziehung zu der Person, welcher gegenüber sie ein Coming Out hatten, zur Folge. Reaktionen, die in dieser Arbeit als neutral eingestuft wurden, haben auch keinen nennenswerten Einfluss auf das Befinden der geouteten Person aufgezeigt (siehe Kapitel 5.3.1 - 5.3.3). Folgend sollen aus den vorliegenden Interviews Beispiele zitiert werden, die konkrete Folgen und Auswirkungen auf die sich outende Person aufzeigen.

Für Interviewee 8 sind unaufgeregte Reaktionen positiv in Erinnerung geblieben:

„Die Nicht-Reaktionen waren, glaub ich, immer die Besten, die einfach so: Ja, okay, weiter geht's, weiter geht's im Gespräch. Die waren, glaub ich, immer am angenehmsten für mich, weil ich dann nicht weiter darüber nachdenken musste, weil ich weiß, dass es gehört wurde und es passt.“ (I8)

Dieses Zitat zeigt, was zuvor schon bei der Aufarbeitung der Reaktionen benannt wurde: Eine entspannte Gesprächssituation führt zu einer ruhigen Reaktion, welche wiederum zu einem positiven Gefühl bei der asexuellen Person führt. Diese Person beschreibt, dass das Thema aus dem Kopf war und sich eine gewisse Erleichterung eingesetzt hat: Mein Thema ist angekommen und wurde akzeptiert.

Sowohl Interviewee 9 als auch Interviewee 3 beschreiben, dass eine verständnisvolle und wohlwollende Reaktion die Beziehung zu der Person, bei der sich geoutet wurde, gestärkt hat. Im Gespräch mit einer Kollegin im privaten Rahmen hat eine Person den Raum gefunden, sich zu outen: *„Und da habe ich ihr das erzählt, und das hat sich eigentlich sehr gut angefühlt, weil, es ist halt so, du bondest halt dann voll mit jemandem. Also, es ist so ein voller Bonding-Moment, wo du halt so richtig, du erzählst dir halt auch private Sachen“* (I9). Gehört und verstanden zu werden hat in diesem Fall dazu geführt, dass sich die beiden Personen in diesem Gespräch nähergekommen sind, was die interviewte Person als „bonding“ bezeichnet. Diese beiden Beispiele unterstreichen, wie wertvoll eine positive Reaktion auf das Selbstverständnis der asexuellen Person sein kann: Die Person fühlt sich verstanden, gehört und kann ihrem Gegenüber so noch näherkommen.

Dem gegenüber stehen die Auswirkungen negativer Reaktionen. Sie können Gefühle verletzen, dafür sorgen, dass die Person sich nicht mehr traut sich zu outen oder die Beziehung gegenüber der Person, bei der sich geoutet wurde, distanzieren.

„[Es gibt] Leute, die verstehen irgendwie so die bekanntesten Sachen, ähm, von Queer-Sein, aber [Asexualität] ist so exotisch, ähm, es ist so exotisch, dass ich da nicht mich so erklären müssen möchte. Und das entfernt mich aber von den Leuten und das, das finde ich nicht gut.“ (I3)

Diese Person beschreibt, dass sie sich in manchen Coming Out-Situationen nicht verstanden gefühlt hat und viel Aufklärungsarbeit hätte leisten müssen, um Verständnis zu bekommen. Diese Arbeit wollte die Person in dieser Erzählung nicht leisten müssen. Dadurch fühlt sie sich zunehmend von den Personen distanziert, die kein Verständnis für ihre Identität aufgebaut haben – eine Entwicklung, die die Person als nicht positiv betrachtet.

Eine Person berichtet, dass sie sich mittlerweile nur noch in Situationen outet, die sie als sicher befindet. Für Interviewee 2 ist das vor allem im queeren Kontext gegeben:

„Ich bin mittlerweile dazu übergegangen, es nur mehr in queerem Kontext so richtig rauszuhauen. Aber so in Alltagsgesprächen kommt das nicht mehr so oft vor. Das kommt auch nicht gut, weil das verwirrt die Leute so. Dann werden sie ablehnend mir gegenüber und verstehen mich plötzlich nicht mehr.“ (I2)

Die Erfahrung missverstanden zu werden oder Beziehungen zu verlieren, die dieser Person vielleicht wichtig waren, hat langfristig dazu geführt, dass sie von einem Outing absieht.

Damit zeigt sie, wie weitreichend die Auswirkungen der Reaktionen auf ein Outing sein können. Sie können die asexuelle Person in ihrer Identität bestätigen, ihr Leichtigkeit schenken und Beziehungen stärken. Sie können aber auch Beziehungen brechen, Druck und Frust auslösen oder langfristig dazu führen, dass ein Outing vermieden wird.

6. Beantwortung der Forschungsfragen und Diskussion

Nachdem nun die Ergebnisse der Interviews detailliert dargelegt wurden, gilt es, diese mit der literarisch-theoretischen Vorarbeit zu verknüpfen. Dabei werden gleichzeitig auch die vorliegenden Forschungsfragen in chronologischer Reihenfolge aus den Ergebnissen und der bearbeiteten Literatur heraus beantwortet.

FF: Wie gestaltet sich der Prozess des inneren & äußeren Coming Outs asexueller Menschen in der deutschsprachigen a*spec Community?

Wie dieser Arbeit anfangs aufgezeigt hat gibt es eine Vielzahl an Modellen und Forschung rund um den inneren und äußeren Coming Out-Prozess, welche auch als Identitäts- und Coming Out-Prozess benannt werden können. Die bisherige Forschung legte den Fokus auf das homosexuelle Coming Out, wenngleich es mittlerweile auch erste Studien zu diesen Prozessen in Bezug auf Asexualität gibt (siehe Kapitel 2.2 & 3). Die Literatur dahingehend zeigt gewisse Ähnlichkeiten und gleichzeitig bestimmte Unterschiede auf, beispielsweise darin, wie viele „Schritte“ diese Prozesse haben und wie diese genau aussehen. Die wesentlichste Gemeinsamkeit, auf die sich die Forschung und auch diese Arbeit stützt, ist, dass diese Prozesse als phasenhaft verstanden werden sollen (Schomers, 2018, S. 194; siehe Kapitel 2.2). Entlang der für diese Arbeit geführten Interviews wurde im Ergebnisteil eine Abfolge an Prozessphasen deutlich. Diese lassen sich grob in vier Abschnitte teilen: 1) Finden von Asexualität, 2) Annehmen von Asexualität, 3) Zugang zur Community und 4) Coming Out.

Viele Forschende haben die Prozesse mit der Erkenntnis der Andersartigkeit, die von innen heraus passiert, begonnen (siehe Kapitel 2.2 & 3). Cass (1979) in Bezug auf Homosexualität und Robbins et al. (2016) in ihrer Forschung rund um Asexualität haben die erste Stufe als „identity confusion“ subsumiert, um diese Verwirrung und bemerkte Andersartigkeit zu benennen. Diese Forschenden sind damit nicht allein. Diesen in der bisherigen Forschung definierten ersten Schritt konnte die vorliegende Arbeit nicht bestärken: Nur zwei von neun Personen haben berichtet, dass sie aktiv nach einer Erklärung für ihre Andersartigkeit gesucht haben. Ein Großteil der Befragten hat hingegen angegeben, dass sie ihren Erstkontakt mit Asexualität zufällig hatten. Diese Zufälligkeit bedeutet, dass sieben Personen ihre von der erlernten Norm abweichenden Wahrnehmung zu Sexualität erst bemerkt haben, als sie bereits auf den Begriff Asexualität gestoßen sind beziehungsweise darauf aufmerksam gemacht wurden. Dies ist überwiegend mittels Freund*innen oder Social Media passiert (siehe Kapitel 5.1.1). Hier setzt diese Arbeit mit der ersten Prozessstufe an: „Finden von Asexualität“, wenngleich dieses Finden keinen aktiven Part seitens der Befragten gebraucht hat. Dieser Prozessschritt ist bei Robbins et al. (2016) mit Schritt 2 „discovery of terminology“ oder bei Kelleher & Murphy (2022) mit „searching for sexual identity“ gleichzusetzen: In diesem Schritt stellen die Forschenden fest, dass asexuelle Personen nach der Erkenntnis anders zu sein auf die Suche nach einer Erklärung dafür gehen und den Begriff Asexualität finden. Was in der Forschung also in der Regel in zwei Schritte – Feststellen vom Anderssein und Suche nach passendem Begriff – aufgeteilt ist, kann in dieser Arbeit als „Finden von Asexualität“ zusammengeführt werden, da der Regelfall im vorliegenden Sample diesen ersten Prozessschritt aus der bisherigen Forschung so nicht durchläuft.

Sind die Befragten einmal mit dem Begriff in Kontakt gekommen, folgt eine intensive Auseinandersetzung damit. In dieser Arbeit wird dieser Schritt als „Annehmen von Asexualität“ subsumiert. Es kommt seitens der asexuellen befragten Personen zu einem Rechercheprozess, zum Hinterfragen des Begriffes und seiner Bedeutung, sowie der eigenen Erfahrungen und, in manchen Fällen, zur Auseinandersetzung mit den eigenen Vorurteilen zur Asexualität (siehe Kapitel 5.1.2). Zumindest eine Person (17) gab darüber hinaus auch an, dass sie sich selbst zuerst als möglicherweise bisexuell identifiziert hat und später verstanden habe, dass nicht gleiches sexuelles Interesse

an allen Geschlechtern gegeben ist, sondern keines. Das deckt sich mit den Erkenntnissen die Winer et al. (2024) widergegeben haben: Viele asexuelle Personen durchlaufen demnach eine Zeit in der sie ihre Sexualität aufgrund fehlenden Wissens als bi- oder pansexuell einschätzen, bevor sie ihre Asexualität als solche benennen können. In dem Moment, in dem die Befragten ihre asexuelle Identität für sich angenommen haben, hat sich für sie oftmals ein Klick-Moment eingestellt: Alles macht auf einmal Sinn, ihre Erfahrungen können sie auf einmal neu einordnen – vor allem in normativen Kontexten wie in Bezug auf die Partner*innensuche. Dieser Prozessschritt ist auch bei Robbins et al. (2016) zu finden und wird in ihrer Arbeit zweigeteilt: Sie benennen diese „exploration and education“ – sie meinen damit, dass Informationen gesucht und gefunden werden – und „identity acceptance und salience negotiation“ (siehe Kapitel 3). Auch bei Cass (1979) kann in Bezug auf die beforschten homosexuellen Personen eine Parallele gefunden werden. Sie spricht im dritten Schritt von „identity tolerance“ und meint damit, dass innerliche immer stetigere Ruhe bezüglich der eigenen Identität einkehrt (siehe Kapitel 2.2.1). Was sich in den Interviews hinsichtlich der Recherche deutlich gezeigt hat, ist, dass die hier befragten deutschsprachigen Communitymitglieder zu großen Teilen auf englischsprachige Inhalte und Informationen zurückgreifen. Ihr Verständnis von Asexualität ist geprägt von fehlenden Wörtern und fehlendem Verständnis in ihrer eigenen Sprache. Inwiefern es an deutschsprachigen Inhalten fehlt oder ob diese nur schwerer aufzufinden sind, lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht beantworten.

Alles, was bis zu diesem Punkt in vielen Prozessmodellen inklusive dieser Arbeit in mehrere Einzelschritte unterteilt wurde, fasst Coleman (1982) als „pre-coming out“ zusammen. Damit bekommt der Identitätsfindungsprozess bei Coleman einen wesentlich kleineren Stellenwert als in anderen Forschungen zum Thema sowie in dieser Arbeit.

Was in der bisherigen Forschung immer als Begleiterscheinung anderer Prozessschritte verstanden wird, ist in dieser Arbeit als einer der relevantesten Punkte der befragten Personen sichtbar geworden: „Zugang zur Community“. Der Kontaktaufbau zur Community ist bei Cass (1979) im Schritt 3 „identity tolerance“ und bei Robbins et al. (2016) ebenfalls im Schritt 3 „expolartion and education“ verankert. Generell wird Community als Bestandteil des inneren Coming Outs verstanden, aber oft nur nebenbei erwähnt (siehe Kapitel 3.2). Die vorliegenden Interviews wiederum zeigen den star-

ken Einfluss der Community auf den Selbstwert: Acht von neun Personen pflegen intensive Kontakte in die Community, alle acht offline und manche dazu auch online. Die Befragten berichten von gemeinsamen Erfahrungen, die zusammenschweißen und den eigenen Selbstwert steigern und davon, dass sie ihr Wissen und Verständnis über das asexuelle Spektrum im Austausch mit anderen Communitymitgliedern erweitern und vertiefen können (siehe Kapitel 5.1.1. & 5.1.6). Insgesamt lässt sich festhalten, dass der Kontakt zur eigenen Community positive Auswirkungen auf das Befinden der asexuellen Personen hat, wie bei Beantwortung der Unterforschungsfrage 1 (UF1) folglich vertieft wird.

Die bisher festgehaltenen Prozessabschnitte können dem inneren Coming Out beziehungsweise Identitätsfindungsprozess zugeordnet werden. Für viele asexuelle Personen, insbesondere jene, die in dieser Arbeit interviewt wurden, endet der Coming Out-Prozess aber noch nicht hier. Der letzte Schritt, der in dieser Arbeit herausgearbeitet werden kann, ist das „Coming Out“ nach außen. Dieses ist bei Robbins et al. (2016) der vorletzte von sechs Schritten, bei Coleman (1982) der zweite von fünf und bei Cass (1979) Teil des Schrittes vier von sechs namens „identity acceptance“. Das Coming Out beschreibt dabei den Schritt der befragten Personen, ihre Identität mit Außenstehenden zu teilen und mit deren Reaktionen sowie den daraus resultierenden Auswirkungen auf das Selbst umzugehen. Ob ein Coming Out stattfindet oder nicht ist dabei eine individuelle und oft situationsabhängige Entscheidung, die in vielen Fällen vom Gegenüber abhängt (siehe UF 2 Kapitel 0). Ob das äußere Coming Out vor, nach oder zeitgleich mit dem Zugang zur Community passiert, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht eindeutig geklärt, da diese Information aus den Interviews nur unzureichend herausgearbeitet werden kann. Nicht unwesentlich ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass auch der Zugang zur Community als äußeres Coming Out verstanden werden kann, da der Kontakt zu anderen Communitymitgliedern meistens beinhaltet, die eigene Identität – aktiv oder passiv – offenzulegen. Die Reihenfolge der Prozessschritte 3 und 4 in dieser Arbeit ist somit nicht abschließend. Wichtig ist aber, diese Prozessschritte voneinander getrennt zu betrachten und ihnen die Gewichtung zu geben, die sie für die Befragten dieser Arbeit haben.

Dem Schritt des äußeren „Coming Outs“ folgen je nach bereits bestehendem Modell noch weitere Schritte (siehe Kapitel 2.2.1 & 3). Cass (1979) beschreibt die „identity pride“ und „identity synthesis“ – in diesen beiden Schritten erlebt die homosexuelle

Person die Welt der Homosexualität sehr intensiv und lässt sich letztlich mit der Welt der Heterosexualität in Kontakt treten, zu der zuvor der Kontakt weitgehend abgebrochen worden ist. Gleichzeitig wird dabei der Kontakt zu Menschen eingestellt, die der neu gefundenen Identität nicht mit Akzeptanz begegnen. Coleman (1982) geht nach dem Coming Out davon aus, dass homosexuelle Personen mit ihrer neuen Sexualität experimentieren, erste homosexuelle Beziehungen pflegen und in weiterer Folge in ihrer Identität zur Ruhe finden. Coleman (1982) nennt den letzten Schritt „integration“. Dieser Begriff ist auch bei Robbins et al. (2016) als letzter Schritt zu finden: Die Asexualität wird mit Stolz als Identität getragen und das Spektrum wird in all seinen Versionen ausgelotet (siehe Kapitel 2.2.1& 3.2). Auch wenn diese Schritte sich in dieser Arbeit nicht mehr als eigene Prozessschritte herauskristallisiert haben, lassen sich manche Aspekte dieser Schritte auch in den Erfahrungen der hier befragten Personen wiederfinden: Beispielsweise sprechen Interviewees an, dass sie Kontaktabbrüche erlebt haben, weil die Reaktionen auf ein Coming Out negative emotionale Folgen für sie hatten und dieses Verhalten der Beziehung geschadet hat (siehe Kapitel 5.3), wie es auch Cass (1979) in ihrem letzten Schritt erwähnt hat.

Somit lässt sich zusammenfassen, dass diese Arbeit vier Prozessteile im Identitäts- und Coming Out-Prozess der neun befragten Personen definieren konnte: Zuerst finden die asexuellen Personen den Begriff Asexualität, dann informieren sie sich, um die Identität für sich erarbeiten und annehmen zu können. Dieser Identitätsannahme folgt der aktive Zugang zur Community, um den Kontakt zu Gleichgesinnten aufzubauen. Zuletzt oder vielleicht auch zeitgleich mit oder vor dem dritten Schritt – das ist im Rahmen dieser Arbeit zeitlich nicht eindeutig festzuhalten – kommt es zu äußeren Coming Outs. Die neugefundene Identität wird von den asexuellen Personen mit der Außenwelt geteilt und die Diskrepanz zwischen Innen- und Außenwahrnehmung, wie sie auch Cass (1979) bei ihrer Aufarbeitung zum homosexuellen Coming Out-Prozess beschrieben hat, wird aufgelöst.

UF 1: Welche Bedeutung hat ein inneres und äußeres Coming Out auf das Befinden asexueller Personen?

Aus den vorliegenden Interviews und Ergebnissen soll nun eruiert werden, wie sich der Prozess auf das Befinden betroffenen Personen auswirkt. Dieser Frage nähert sich die Arbeit mittels drei Aspekten an: Wie geht es den Personen vor und nachdem sie

Asexualität als Identität beziehungsweise Identitätsmöglichkeit gefunden haben? Welchen Einfluss hat die Community auf ihr Befinden? Und wie wirken sich Reaktionen auf ein Coming Out auf die Personen aus?

Ganz allgemein lässt sich aus den vorliegenden Interviews sowie der aufbereiteten Forschung festhalten, dass sich der emotionale Zustand der befragten Personen über den Prozess hinweg zu verbessern scheint. Bevor die Befragten über Asexualität informiert waren, berichteten sie von einer Art Wartemodus: Darauf, dass sich ihr sexuelles Interesse an anderen, wie bei ihren Gleichaltrigen, noch einstellt und sie einfach Spätzünder*innen sind. Darüber hinaus haben einige Befragte auch berichtet, dass sie sich in eine Art sozialen Rückzug begeben haben, um beispielsweise Flirtingversuchen oder Fragen zur Partner*innenwahl zu entgehen (siehe Kapitel 5.1.3.1). In der bisherigen Forschung sind diese Aspekte weniger stark ausformuliert. Was andere Forschende aber festgehalten haben, ist, dass das Gefühl anders zu sein, ein starker Antrieb für asexuelle Personen ist, nach einer Erklärung zu suchen (Carrigan, 2011; Van Houdenhove et al., 2015; Kelleher & Murphy 2022).

Stößt eine asexuelle Person auf den Begriff Asexualität, fängt sich für diese Person an einiges emotional zu verändern. Im vorliegenden Sample hat nur eine von neun Personen erzählt, dass dieser Prozess wenig emotionale Auswirkungen gehabt hat. Der überwiegende Großteil der hier Befragten spricht von Druckabfall, Erleichterung, sich steigendem Selbstbewusstsein, weniger Selbstpathologisierung und der Freude, die eigene Queerness endlich benennen zu können (siehe Kapitel 5.1.3.2). Dies deckt sich in Grundzügen auch mit bisherigen Forschungen: Van Houdenhove et al. (2015) schreiben, dass Personen von Augen öffnenden Erfahrungen sprechen, wenn sie durch das Finden von Asexualität ihre Erfahrungen einordnen können. Die asexuellen Personen fühlen sich bestätigt und erleichtert (Kelleher & Murphy, 2022; MacNeela & Murphy, 2015; Mitchell & Hunnicutt, 2019), gewinnen ein positiveres Selbstbild und lernen, sich nicht mehr im Sinne von Normen verstellen zu müssen (Kelleher & Murphy, 2022; Mollet, 2020).

Was Kelleher & Murphy (2022) sowie Mollet (2020) auf den Punkt bringen, lässt sich auch aus den Interviews herauslesen: Viele der positiven emotionalen Entwicklungen hängen für die Befragten auch damit zusammen, dass sie einerseits eine Erklärung für ihre Erfahrungen haben und sich damit von normativen Strukturen abkoppeln können.

Sie können lernen ihr Leben und ihre Zukunft neu und unabhängig von normativen Einflüssen zu denken (siehe Kapitel 5.1.5).

Enormen Einfluss auf die positive Entwicklung des Befindens hat die Community. In der bisherigen Forschung war vor allem die Online-Community ein starker Fokuspunkt, nicht zuletzt dadurch beeinflusst, dass die meisten Studien ihre Befragten über Netzwerke wie AVEN rekrutiert haben. Die Studien positionierten AVEN als Anlaufstelle, um Asexualität zu verstehen, eigene Pathologisierung zu verringern oder auch als anonyme Stelle, um sich ein äußeres Outing zuzutrauen (Kelleher & Murphy, 2022; Robbins et al., 2016). Mollet (2020) positioniert die Online-Community als Lexikon, um über die Bandbreite an Begriffen und Möglichkeiten innerhalb des Spektrums informiert zu werden. Den Aspekt des Lexikons, was in anderen Worten bedeutet, dass innerhalb der Community Wissensaustausch passiert, haben auch die Interviews bestätigt. Allerdings liegt der Fokus hierbei auf der Offline-Community, welche diese Austauschmöglichkeit in Persona bietet.

Die Erfahrungen der hier befragten Personen in Hinblick auf die Community übersteigen aber den reinen Informationswert: Sie sprechen von Austausch mit Gleichgesinnten, der starken Einfluss auf das eigene Selbstwertgefühl hat. Dieses steigert sich, wenn sich der Kontakt zur Community intensiviert. Die Befragten berichten davon, dass es in den Offline-Communitys einen gemeinsamen Nenner gibt, der Menschen zusammenbringt und Aufklärungsarbeit, die bei anderen queeren oder nicht-queeren Personen oft notwendig ist, obsolet macht. Dieser gemeinsame Nenner ist in der Erfahrung der Befragten lediglich der erste Auslöser für ein Zusammenzukommen. Oft stehen andere Gemeinsamkeiten bei Communitytreffen im Vordergrund und es entwickeln sich Freundschaften. Für manche Befragten hat der Zugang zur Community bedeutet, dass sich ihr soziales Umfeld beträchtlich vergrößert hat (siehe Kapitel 5.1.6).

Nicht für alle Personen ist eine asexuelle Identität etwas, das ihr Leben leichter macht. Die Befragten berichten auch von belastenden Aspekten. Einerseits sind das heteronormative Einstellungen im familiären oder freundschaftlichen Umfeld, die den Kontakt erschweren. Andererseits wird auch die fehlende mediale Repräsentation als „traurig“ bewertet. In der Forschung sind diese Aspekte so nicht erwähnt. Allerdings beschreiben MacNeela & Murphy (2015), dass manche asexuelle Personen ihre Asexualität als behindern oder störend empfinden und dieser lieber nicht als Identität hätten.

Zuletzt sollen noch die Auswirkungen von Reaktionen auf ein Coming Out von außen auf das Befinden der asexuellen Personen eruiert werden. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die positiven die negativen Erfahrungen in diesem Sample übersteigen. Vorweg gilt festzuhalten, dass die Reaktionen starken Einfluss auf das Befinden und weitere Handeln asexueller Personen in Bezug auf Coming Outs haben. Das zeigen sowohl die vorliegenden Interviews als auch bisherige Forschung auf. Beispielsweise MacNeela & Murphy (2015) als auch Schomers (2018) beschreiben, dass negative Reaktionen hemmend auf weitere Coming Outs wirken können.

In den vorliegenden Interviews ist herauszulesen, dass Ablehnung und Missverständnis in der Reaktion von außen dazu führen können, dass die Gefühle der Interviewees verletzt werden, was oft eine lange Regenerationszeit mit sich bringt. Darüber hinaus kann eine negative Reaktion dazu führen, dass die Beziehung zur jeweiligen Person sich zunehmend distanziert, beispielsweise weil diese Person die Identität nicht ernstgenommen oder hinterfragt hat. Im schlimmsten Fall, wie das bei einer der befragten Personen der Fall war, entscheidet sich eine asexuelle Person, keine weiteren Coming Outs mehr in bestimmten Kontexten zu machen (siehe Kapitel 5.3.1). Auch in bisherigen Studien wurde festgehalten, dass asexuelle Personen oft von außen pathologisiert werden, man ihnen nicht geglaubt, ihnen ihre Identität abgesprochen wird oder den Personen zugeschrieben wird, dass sie mit ihrer Sexualität einfach spät dran sind (siehe Kapitel 3.3.2; Kelleher & Murphy, 2022; MacNeela & Murphy, 2015; Robbins et al., 2016).

Wo negative Reaktionen negative Einflüsse auf Personen haben können, existiert auch das Gegenteil: Die Interviewees dieser Arbeit haben überwiegend positive Erfahrungen wiedergegeben, welche auch positive Auswirkungen auf sie hatten. Als positive Reaktion haben die Befragten beispielsweise bewertet, wenn sie wenig Reaktion bekommen haben, die andere Person Interesse an Asexualität gezeigt hat oder sie sich in ihrer Identität von anderen bestätigt gefühlt haben (siehe Kapitel 5.3.2). Diese Reaktionen haben wiederum positive Auswirkungen auf das Selbstbild der geouteten Person und stärkt in manchen Fällen auch die Beziehung zu der Person, bei der sich geoutet wurde (siehe Kapitel 5.3.4). Auch eine nicht-Reaktion beschreibt eine Interviewperson als sehr positiv: Die Antwort war ein schlichtes „ja passt“ und für die outende Person war das Thema somit aus dem Kopf (I8). In den Fällen, in welchen diese

Arbeit von neutralen Reaktionen spricht, lassen sich keine nennenswerten Auswirkungen auf die Befragten herauslesen (siehe Kapitel 5.3.3).

Was bei Beantwortung dieser Frage klar wird, ist, dass das emotionale Befinden von asexuellen Personen im Identitäts- und Coming Out-Prozess durch eine Bandbreite an Faktoren beeinflusst wird. Anfangs geht es um den inneren Identitätsprozess, der oft mit Aufruhr beginnt und sich im Verlauf stetig zu mehr Klarheit und Sicherheit wendet. Insgesamt zeigen diese Arbeit und bisherige Forschungen, dass asexuelle Personen sich mit zunehmendem Wissen über ihre Asexualität wohler und selbstsicherer fühlen. Darüber hinaus hat die Community enormen Einfluss auf das Selbstverständnis der hier befragten asexuellen Personen: Der Austausch mit Gleichgesinnten hat positive Auswirkungen auf das Selbstbild und hilft dabei, mehr über das asexuelle Spektrum zu lernen. Zuletzt haben auch Reaktionen auf ein Coming Out Einfluss auf das Befinden der asexuellen Personen: Positive Reaktionen bestärken die outende Person tendenziell, während negative Reaktionen auch nachhaltig negative Auswirkungen auf Beziehungen und die asexuelle Person im Coming Out-Prozess haben können.

UF 2: Welche Gründe für oder gegen ein äußeres Coming Out als asexuell lassen sich in spezifischen Kontexten feststellen?

Wie diese Arbeit bisher aufgezeigt hat, ist der Identitäts- und Coming Out-Prozess für asexuelle Personen ein sehr individuelles Thema. Diese Individualität spiegelt sich auch darin wider, warum sich eine Person in Bezug auf bestimmte Personen für oder gegen ein Coming Out entscheidet. In der Forschung gibt es dafür den Begriff „selective disclosure“ (Kelleher & Murphy, 2022, S. 17 - 18). Das Konzept lässt sich mittels der Interviews bestätigen: Wenn von den gleichen Personengruppen gesprochen wird, ist es für jede der interviewten Personen eine individuelle Entscheidung, ob ein Coming Out möglich erscheint oder nicht. Ein plakatives Beispiel dafür ist die Kernfamilie: Interviewee 6 hat die Fahrt zur Pride als Anlass genutzt, um die Eltern über die Asexualität zu informieren – die Beziehung zu den Eltern kann hier als stabil genug für diese Information angesehen werden. Wiederum anders erlebt es Interviewee 3: Diese Person nimmt ein Coming Out in der engen Familie als Bürde wahr und möchte sich vor möglichen negativen Reaktionen schützen. Ähnlich gestaltet es sich in Bezug auf Arbeitskolleg*innen. Bei Freund*innen zeigt sich ein anderes Bild: Die Beziehungen sind in der Regel stark genug, um ein Coming Out als asexuell möglich zu machen. Wie sich in dieser Arbeit und in der bisherigen Forschung (Devlin et al., 2025; Robbins et

al., 2016) verdeutlicht, ist ein wesentlicher Grundpfeiler für ein Coming Out die emotionale und vertrauensvolle Beziehung zu einer Person. Sind dieses Vertrauen und diese Nähe nicht gegeben, wird ein Coming Out oft nicht in Betracht gezogen. Ähnlichkeiten zeigen sich auch in Bezug auf medizinisches Personal: Dort empfinden es manche asexuelle Personen situativ notwendig, ein Outing zu haben, um beispielsweise Fragen zur Sexualität beziehungsweise dem Sexualverhalten zu umgehen (I4).

Andere Gründe, die Devlin et al. (2025) und Robbins et al. (2016) herausgearbeitet haben, waren Authentizität zur eigenen Identität, die Möglichkeit durch ein Coming Out das fehlende Interesse an sexuellen Beziehungen sichtbar zu machen und die Freude an der Identität. Die vorliegenden Interviews haben diese Aspekte nicht klar aufgezeigt, dafür aber weitere mögliche Motive für ein Coming Out sichtbar gemacht. Manche Personen berichten, dass ein zufälliges Gespräch eine gute Situation für ein Coming Out eröffnet hat. Auch situative Aufhänger wie eine Fahrt zur Pride – wie Interviewee 6 in Bezug auf die enge Familie berichtet hat – oder das Angesprochen werden auf ein Erkennungsmerkmal der Community wird als positives Momentum für ein Outing beschrieben. Ein weiterer, wenn auch weniger positiver Grund für ein Coming Out, kann der Frust über ständiges Nachfragen zum Beziehungsstatus sein, wie Interviewee 1 berichtet.

Wo es Motivatoren für ein Coming Out gibt, stellen Devlin et al. (2025) und Kelleher & Murphy (2022) auch Gründe fest, die gegen dieses sprechen. So beschreiben die Forschenden, dass manche Personen negative Einflüsse auf ihre bestehende romantisch/sexuelle Beziehung fürchten. Weiters sind Angst vor Zurückweisung und davor, nicht verstanden zu werden, Gründe dafür, die eigene Identität nicht zu teilen. Dazu kommt, dass Personen oft mit starker Aufklärungsarbeit konfrontiert sind, wenn sie ein Coming Out in einem Rahmen haben, welcher über wenig Wissen zu queeren Identitäten verfügt. Zuletzt beschreiben sie, dass vor allem Personen mit einem konservativen Umfeld oft von einem Coming Out absehen.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch dieser Arbeit. Einzig die Sorge um die eigene Beziehung lässt sich mit den vorliegenden Interviews nicht bestätigen: Die Partnerpersonen wurden bei den Interviewees, bei welchen eine Beziehung vorliegt, über die Asexualität informiert (I5, I8, I9). Allerdings lassen sich die Sorge vor negativen Reaktionen, zu intimen Nachfragen zur Sexualität oder die möglicherweise aufwendige Aufklärungsarbeit, die mit einem Outing einhergeht, als Gründe gegen ein Coming Out

aus den Interviews herauslesen. Ähnlich wie Devlin et al. (2025, S. 1246 - 1247) feststellen, zeigt auch beispielhaft die Erfahrung von Interviewee 3, dass normative, oder in Devlin et al. (2025, S. 1246) Worten „conservative“, Ansichten abschreckend für ein Coming Out wirken. Diese haben die Interviewees beispielsweise bei den Eltern, bei den Vorgesetzten oder im beruflichen Kollegium festgestellt (I1, I2, I6).

Es zeigt sich also: Ein Coming Out passiert nicht willkürlich. In vielen Coming Out-Situationen steckt viel Überlegung, ob ein Coming Out möglich ist, unter welchen Umständen dieses passieren kann und in welchen Kontexten es sich für die jeweilige Person sicher anfühlt. Ein Grundpfeiler für ein mögliches Coming Out ist in der Regel eine gute Vertrauensbasis zur anderen Person, wie die Interviews deutlich machen. Gleichzeitig müssen auch weitere Aspekte stimmig sein: Ist es gerade passend, mich zu outen? Kann ich mit positiven Reaktionen rechnen? Ist es in dieser Situation, beispielsweise beruflich oder im medizinischen Kontext, notwendig, mich zu outen? Das sind zentrale Fragen, die sich aus den Interviews schließen lassen, wenn es darum geht, ob es zu einem Coming Out kommt oder nicht.

7. Zusammenfassung und Ausblick

Diese Arbeit zeigt auf, wie vielschichtig der innere und äußere Coming Out-Prozess für asexuelle Personen ist. Sie durchlaufen auf dem Weg zu ihrer Identität vier Phasen: 1) Sie lernen, welche Identität die ihre ist. 2) Sie nehmen diese Identität für sich an. 3) Sie gehen mit anderen Personen derselben Identität in den Austausch und lernen mehr über sich selbst und die Identität an sich. Und schließlich 4) fangen sie an diese neugefundene Identität mit der Welt zu teilen. Auf diesem Weg lernen asexuelle Personen ihre Zukunft innerhalb der allo- und heteronormativen Rahmenbedingungen neu zu denken und gewinnen dabei einen neuen Blick auf sich selbst. Im Prozess des Coming Outs zeigt die Arbeit deutlich auf, dass ein Outing eine sehr individuelle Entscheidung ist, die von der Vertrauensbasis und Beziehung zur anderen Person abhängt. Dabei zeigt sich auch, dass nicht alle asexuellen Personen sich gegenüber denselben Menschen für ein Coming Out entscheiden. Diese Entscheidungen sind auch davon geprägt, ob eine positive Reaktion zu erwarten ist oder nicht. Wie in der Aufarbeitung der Interviews sichtbar geworden ist, können Reaktionen von sehr positiv bis sehr negativ reichen und haben entsprechende Auswirkungen auf die sich outende Person.

Die bereits bestehende Forschung hat sich auf die englischsprachige Online-Community fokussiert. Im Vergleich dazu hat diese Arbeit versucht den regional-sprachlichen Fokus zu verschieben: Es wurden Personen aus Österreich und der Schweiz interviewt, die überwiegend über eine in Wien beheimatete aktivistische Organisation namens AceAroWien oder über weitere Kontakte rekrutiert wurden. Damit gibt die vorliegende Arbeit einen Einblick in eine geografisch bisher unbeachtete Offline-Community, die teils ähnliche und teils andere Erfahrungen mitgeteilt hat, als in bisherigen Studien vorzufinden waren.

Dabei kann diese Arbeit nicht den Anspruch erheben ein vollständiges Abbild der deutschsprachigen a*spec Community in ihrem Identitäts- und Coming Out-Prozess zu geben. Sie kann als Anfang dafür verstanden werden, der deutschsprachigen Community in der Forschung mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Spannend wäre es an diesem Punkt anzusetzen und beispielsweise mittels quantitativer Umfragen ein größeres Sample zu ihren inneren und äußeren Coming Out-Prozessen entlang bereits geleisteter Vorarbeit zu befragen. Auch könnte noch tiefer in die Frage des Befindens in unterschiedlichen Abschnitten dieses Prozesses eingegangen werden. Was sich auch in dieser Arbeit gezeigt hat, ist, dass asexuelle Personen auf englischsprachige Informationen in Bezug auf Asexualität zurückgreifen. Ein interessanter Aspekt wäre es zu beforschen, warum dem so ist und ob Informationen in deutscher Sprache verfügbar beziehungsweise wie diese zugänglich sind.

8. Limitationen

Es soll in dieser Arbeit nicht unbeachtet bleiben, dass der Blick in die bisherige Forschung zum Thema Identitätsbildung und Coming Out asexueller Personen zeigt, dass nicht für alle asexuellen Personen durch ein inneres Coming Out ein positives Selbstbild entsteht (siehe Kapitel 3). In dieser Arbeit wurde ein Sample von neun asexuellen Personen im deutschsprachigen Raum interviewt, die – bis auf eine Person – bereits festen Fuß in der asexuellen Offline-Community, unter anderem beim Verein AceAroWien, gefasst haben. Das lässt vermuten, dass die Methode der Interviewee-Findung ein positives Bias zur eigenen Identität der interviewten asexuellen Personen herbeigeführt haben könnte.

Darüber hinaus soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass die Beschreibung des Prozesses einen deskriptiven Charakter hat. Dies bedeutet, dass die vorliegende Arbeit Gemeinsamkeiten und Unterschiede in diesen Prozessen aus den vorliegendem – kleinen – Sample an Interviews herausgearbeitet und auf Papier gebracht hat. Dabei kann und will sich diese Arbeit nicht zuschreiben ein vollständiges Abbild von Identitäts- und Coming Out-Prozessen zu liefern, da sich die Erfahrungen sichtlich individuell und äußerst unterschiedlich gestalten.

9. Literaturverzeichnis

AVEN-Info (o.J.) *Die Abkürzung AVEN steht für "Asexual Visibility and Education Network" - ist also ein Verbund von Seiten mit den Hauptzielen Sichtbarmachung und Aufklärung.* Abgerufen am 03. November 2025, von <https://www.aven-info.de>

Baumgart, A., & Kroschel, K. (2022). *[Un]Sichtbar Gemacht. Perspektiven auf Aromantik und Asexualität.* (1. Aufl.). edition assemblage.

Bogaert, A. F. (2004). Asexuality: Prevalence and associated factors in a national probability sample. *The Journal of sex research*, 41(3), 279–287.
<https://doi.org/10.1080/00224490409552235>

Bogaert, A. F. (2006). Toward a Conceptual Understanding of Asexuality. *Review of General Psychology*, 10(3), 241–250. <https://doi.org/10.1037/1089-2680.10.3.241>

Brake, E. (2012). *Minimizing marriage: Marriage, morality, and the law.* Oxford University Press.

Cambridge Dictionary (o.J.). *cishet*. Abgerufen am 20. November 2025, von <https://dictionary.cambridge.org/de/worterbuch/englisch/cishet>

Carrigan, M. (2011). There's more to life than sex? Difference and commonality within the asexual community. *Sexualities*, 14(4), 462–478.
<https://doi.org/10.1177/1363460711406462>

Cass, V. C. (1979). Homosexual Identity Formation: A Theoretical Model. *Journal of Homosexuality*, 4(3), 219–235. https://doi.org/10.1300/J082v04n03_01

Cass, V. C. (1984). Homosexual identity formation: Testing a theoretical model. *The Journal of Sex Research*, 20(2), 143–167.
<https://doi.org/10.1080/00224498409551214>

Cerankowski, K. J., & Milks, M. (2010). New Orientations: Asexuality and Its Implications for Theory and Practice. *Feminist Studies*, 36(3), 650–664.

Chen, A. (2020). *ACE. What Asexuality Reveals About Desire, Society and the Meaning of Sex*. BEACON PRESS.

Coleman, E. (1982). Developmental Stages of the Coming-Out Process. *American Behavioral Scientist*, 25(4), 469–482. <https://doi.org/10.1177/000276482025004009>

Copulsky, D., & Hammack, P. L. (2023). Asexuality, Graysexuality, and Demisexuality: Distinctions in Desire, Behavior, and Identity. *The Journal of Sex Research*, 60(2), 221–230. <https://doi.org/10.1080/00224499.2021.2012113>

Dank, B. M. (1971). Coming out in the Gay World. *Psychiatry*, 34(2), 180–197. <https://doi.org/10.1080/00332747.1971.11023666>

Dannecker, P., & Vossemer, C. (2014). Qualitative Interviews in der Entwicklungsforschung. In: B. Englert & P. Dannecker (Hrsg.), *Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung* (1. Auflage, S. 153–175). Mandelbaum Verlag.

Decker, J. S. (2015). *The Invisible Orientation. An Introduction to Asexuality*. Skyhorse Publishing.

DeLuzio Chasin, C. (2011). Theoretical Issues in the Study of Asexuality. *Archives of Sexual Behavior*, 40(4), 713–723. <https://doi.org/10.1007/s10508-011-9757-x>

Devlin, E. A., Giraud, C., Simon, M. J., & Whitton, S. W. (2025). Understanding How Asexual Individuals Navigate Identity Disclosure and Concealment. *The Journal of Sex Research*, 62(7), 1241–1252. <https://doi.org/10.1080/00224499.2025.2513435>

Dröge, K. (2024). noScribe. AI-powered Audio Transcription (Version 0.7) [Computer software].

Guittar, N. A. (2014). *Coming Out: The New Dynamics*. Lynne Rienner Publishers.
<https://research-ebsco-com.uaccess.univie.ac.at/linkprocessor/plink?id=ab2aaa1a-fda7-3772-b802-6f728ef0829c>

Gupta, K. (2015). Compulsory Sexuality: Evaluating an Emerging Concept. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 41(1), 131–154.
<https://doi.org/10.1086/681774>

Gupta, K. (2017). “And Now I’m Just Different, but There’s Nothing Actually Wrong With Me”: Asexual Marginalization and Resistance. *Journal of Homosexuality*, 64(8), 991–1013. <https://doi.org/10.1080/00918369.2016.1236590>

Hennink, M., Hutter, I., & Bailey, A. (2020). *Qualitative Research Methods* (2. Auflage). SAGE Publication.

Kelleher, S., Mike Murphy, & Murphy, R. (2025). Variations in Sexual Identity Milestones Among Asexual People. *Archives of Sexual Behavior*, 52(2), 561–573.
<https://doi.org/10.1007/s10508-024-03031-z>

Kelleher, S., & Murphy, M. (2022). Asexual identity development and internalisation: A thematic analysis. *Sexual and Relationship Therapy*, 39(3), 865–893.
<https://doi.org/10.1080/14681994.2022.2091127>

Kelleher, S., Murphy, M., & Su, X. (2023). Asexual identity development and internalisation: A scoping review of quantitative and qualitative evidence. *Psychology & Sexuality*, 14(1), 45–72. <https://doi.org/10.1080/19419899.2022.2057867>

Kitzinger, C., & Wilkinson, S. (1995). Transitions From Heterosexuality to Lesbianism: The Discursive Production of Lesbian Identities. *Developmental Psychology*, 31(1), 95–104. <https://doi.org/10.1037/0012-1649.31.1.95>

MacNeela, P., & Murphy, A. (2015). Freedom, Invisibility, and Community: A Qualitative Study of Self-Identification with Asexuality. *Archives of Sexual Behavior*, 44(3), 799–812. <https://doi.org/10.1007/s10508-014-0458-0>

Mayring, P. (2000). Qualitative Inhaltsanalyse. *Forum: Qualitative Sozialforschung Social Reserach*, 1(2), o.S.

Mayring, P. (2022). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (13., überarbeitete Auflage). Beltz.

Misoch, S. (2019). *Qualitative Interviews* (2. Auflage). De Gruyter.
<https://doi.org/10.1515/9783110545982-201>

Mitchell, H., & Hunnicutt, G. (2019). Challenging Accepted Scripts of Sexual “Normality”: Asexual Narratives of Non-normative Identity and Experience. *Sexuality & Culture*, 23(2), 507–524. <https://doi.org/10.1007/s12119-018-9567-6>

Mollet, A. L. (2020). “I Have a Lot of Feelings, Just None in the Genitalia Region”: A Grounded Theory of Asexual College Students’ Identity Journeys. *Journal of College Student Development*, 61(2), 189–206. <https://doi.org/10.1353/csd.2020.0017>

Mollet, A. L., & Lackman, B. (2022). Allonormativity and Compulsory Sexuality. In: K. K. Strunk & S. Anne Shelton (Hrsg.), *Encyclopedia of Queer Studies in Education*. Koninklijke Brill NV. <https://doi.org/10.1163/9789004506725>

Mosher, C. M. (2001). The Social Implications of Sexual Identity Formation and the Coming-Out Process: A Review of the Theoretical and Empirical Literature. *The Family Journal*, 9(2), 164–173. <https://doi.org/10.1177/1066480701092011>

Oldemeier, K., & Krell, C. (2018). Coming-out—Und dann...?! In: A. Lange, H. Reiter, S. Schutter, & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S. 407–424). Springer VS.

Prause, N., & Graham, C. A. (2007). Asexuality: Classification and Characterization. *Archives of Sexual Behavior*, 36(3), 341–356. <https://doi.org/10.1007/s10508-006-9142-3>

Przybylo, E. (2019). *Asexual erotics: Intimate readings of compulsory sexuality*. The Ohio State university press.

Queer Lexikon (05. Juli 2024). *Allonormativität*. Abgerufen am 13. Juli 2025, von <https://queer-lexikon.net/2020/04/29/allonormativitaet/>

Rich, A. C. (2003). Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence (1980). *Journal of Women's History*, 15(3), 11–48. <https://doi.org/10.1353/jowh.2003.0079>

Robbins, N. K., Low, K. G., & Query, A. N. (2016). A Qualitative Exploration of the “Coming Out” Process for Asexual Individuals. *Archives of Sexual Behavior*, 45(3), 751–760. <https://doi.org/10.1007/s10508-015-0561-x>

Rubin, G. S. (2011). Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of Politics of Sexuality. In: *Deviations: A Gayle Rubin Reader* (S. 137–181). Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11smmmj>

Rust, P. C. (1993). „Coming out“ in the Age of Social Constructionism: Sexual Identity Formation among Lesbian and Bisexual Women. *Gender and Society*, 7(1), 50–77.

Scherrer, K. S. (2008). Coming to an Asexual Identity: Negotiating Identity, Negotiating Desire. *Sexualities*, 11(5), 621–641. <https://doi.org/10.1177/1363460708094269>

Schomers, B. (2018). *Coming-out – Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation*. Budrich UniPress. <https://viewer-ebsohost-com.uaccess.univie.ac.at/EbscoViewerService/ebook?an=1770249&callbackUrl=https%3a%2f%2fresearch.ebsco.com&db=nlebk&format=EB&pro-fld=ehost&lpid=&ppid=&lang=de&location=https%3a%2f%2fresearch-ebsco-com.uaccess.univie.ac.at%2fc%2ftvp6zc%2fsearch%2fde-tails%2fqxw2sub6tn%3fdb%3dnlebk&isPLink=False&requestContext=&profileIdentifier=tvp6zc&recordId=qxw2sub6tn>

The Asexuality Visibility and Education Network (o.J.). *An asexual person is a person who does not experience sexual attraction*. Abgerufen am 13. Juli 2025, von <https://www.asexuality.org>

Van Houdenhove, E., Gijs, L., T'Sjoen, G., & Enzlin, P. (2015). Stories About Asexuality: A Qualitative Study on Asexual Women. *Journal of Sex & Marital Therapy*, 41(3), 262–281. <https://doi.org/10.1080/0092623x.2014.889053>

VERBI Software (2021). MAXQDA 2022 [computer software]. Berlin, Deutschland: VERBI Software. Verfügbar unter: maxqda.com.

Winer, C., Carroll, M., Yang, Y., Linder, K., & Miles, B. (2024). “I Didn’t Know Ace Was a Thing”: Bisexuality and pansexuality as identity pathways in asexual identity formation. *Sexualities*, 27(1–2), 267–289. <https://doi.org/10.1177/13634607221085485>

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum: Qualitative Sozialforschung Social Reserach*, 1(1), o.S.